

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .



Das PDF wurde erstellt am: 30.01.2025, 11:08 Uhr.

Heinrich Sohnrey

Das lachende Dorf : Geschichten, Schnurren und Schnaken

Ausgabe 1928, Berlin: Deutsche Landbuchhandlung, 1928 [erschieden 1927?]

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1902062663>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

Heinrich Sohnrey

Das
lachende
Dorf

Friedrich Wick



UB Rostock

28\$ 011 854 88X



7.16.7

Sohnrey / Das lachende Dorf

Das lachende Dorf

=

Geschichten, Schnurren und Schnaken

von

Heinrich Sohnrey

*



Deutsche Landbuchhandlung Berlin SW 11

Alle Rechte vorbehalten
—
Den Einband zeichnete Fritz Preis

2010.15771

MAG-2010 A 189

Druck von G. Kreyßing in Leipzig
—
Ausgabe 1928

Zum Geleit

Ob es wahr ist, daß jeder Mensch seinen Schildbürger in sich hat, wie ein angesehenener Schriftsteller (Kuno Fischer) behauptet, und daß noch, wie ein anderer hinzusetzt, der Mensch gefunden werden soll, der nicht mehr oder weniger seinen Sparren besäße, das lasse ich dahingestellt. Als die Stadt Hannover einmal zum Empfange des Kaisers sich festlich geschmückt hatte, stand an einem Transparent, unter dem der kaiserliche Wagen hinfuhr, zu lesen:

„Jeder Mensch hat einen Sparren frei,
Und wer's nicht glaubt, hat zwei.“

Wenn man das in dem ehrfürchtigen monarchischen Zeitalter vor dem Kaiser auszusprechen wagte, muß doch wohl etwas daran sein.

Die ganze Welt, so sagen ihre bedeutendsten Kenner, kann mit Jug und Recht ein großes Schilda oder Wizenburg genannt werden, in welchem dem Humor und Witz ein unbegrenztes Feld freisteht. Nach süddeutschen Ansichten ist Schilda bekanntlich der Ort, dessen Bewohner alle lustigen Torheiten in die Welt gesetzt haben. Im Hinblick auf den allgemeinen Zustand der Menschheit aber muß diese Annahme von vornherein als irrig oder hinfällig beiseite geschoben werden. Andernfalls wären für die örtlichen Schnurren und Streiche in Norddeutschland doch gewiß nicht die Schildaer, sondern die Schoppenstedter verantwortlich zu machen. Auch die westfälischen Beckumer kämen da u. a. in Frage, die beim Rathausbau die Fenster vergaßen und hernach das Licht in Säcken und auf Mistgabeln in den finsternen Katsaal tragen wollten, die auch einmal bei einem fröhlichen Gelage ihre Füße so verwechselt hatten, daß jeder die seinen erst

wieder fand, wenn ein flammender Peitschenhieb über sie geführt wurde. Nach der Sage waren die Beckumer schließlich, nachdem sie sich gleich den Schildaern durch ihre Torheiten zugrunde gerichtet hatten, nach allen Windrichtungen davongezogen, und es könnte vermutet werden, daß sie sich nebst den lustigen Leuten von Schöppenstedt und von manch anderen ähnlich gearteten Ortschaften über ganz Nord- und Mitteldeutschland verbreitet haben. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls steht fest, daß es heute kein Land und kein Ländchen im ganzen Deutschen Reiche gibt, das nicht seine Humor- oder Witzenburg hätte, von dem die lustigen Strahlen in die Länge und in die Breite gehen. Fast möchte ich sagen, auch darin wäre des Schöpfers Weisheit zu erkennen, denn sonst müßte die Welt ja an Griesgrämigkeit, Nüchternheit und Überflugheit zugrunde gehen.

Nicht eigentlich ein Buch über den Dorfhumor habe ich schreiben, sondern nur einige Strahlen aus Humor- und Witzenburg auffangen und zusammenbinden wollen. Die Geschichten sind erzählt, wie das Leben sie mir bot, und die Schnurren und Schnaken sind wiedergegeben, wie ich sie bei meinen Wanderungen landauf und landab dem Volksmunde abgelauscht habe.

So fliege denn, du mein liebes Büchlein, auf den Strahlen des Humors in Dorf und Stadt hinaus, und wo du einen Traurigen oder Griesgrämigen findest, da spring' ihm in die Augen und lache ihn mit dem altdeutschen Sprüchlein an:

„Gleich wie Schlaf dem Leib wohlthut,
So kommt Kurzweil dem Gemüt zugut;
Drum hör' es nun, du liebes Blut,
Ob es dir geb einen frischen Mut.“

Berlin-Steglitz, im September 1927.

Heinrich Schnrey

Inhalt

Seite

Zum Geleit	5
Die lustigen Hannoveraner	
Spinnspocht	9
Wenn Kochlizen der Kittel gepaßt hätte	17
Wie der junge Ahlemüller zu seiner Frau kam	23
Warum Kuwischs Heinrich die Thür nicht hatte auf- machen wollen	34
Die Liebe im Volksmund	37
Der gereizte Vollmeier	49
Wie Erzellenz dreimal vorbeischoß	54
Der unerschütterliche Kantor	60
Warum Sattlers Dierk aus Frehlse nicht mehr nach Aulenro kommen durfte	64
Das große Franzosenmesser	67
Diesmal hat's geholfen	69
Die Pingelmütze	73
Die „Dynastie Twele“	74
Der Eulenspiegel des Sollings	80
Der verschworene Kessel	86
„Jühnsche Knepe“	88
Die Beamtenstraße in Jühnde	94
Der Held von Barliffen	95
Der liebe Gott ist auch ein Mannsmensch	97
Drei, die noch dümmer als dumm waren	99
Der alte Zegemeister	106
Der „Erbsucher“	108
Wenn Sie kein Schuster sind, so	110
Woran Voss' Korl den General erkannte	111
Zwei Sprichwortgeschichten aus dem Hildesheimischen	113
Das Retourbillett	114
Das große Ei	115
Das königliche Aroma	116
Es soll egal sein	117
Pärd int Water fallen!	118
Der Trost	119
„Jck kenne jock, seggt Siemens!“	119
Der Landrat auf der Säuserliste	120
Das Freibier	120
Der Bockhalter	121
Der vorsichtige Bauer	121
Einer, der nicht „nein“ sagen konnte	122
Das Testament	122
Als der Vollmeier im Himmel ankam	123

Geeschen Dettmer, die Wiemengaffel und die drei Frauen	124
--	-----

Die lustigen Mecklenburger

Warum Küster Kruse noch einmal heiraten mußte	131
Stöbhasen Mudder	145
Timms Mudder	164
Die künstliche Frau	169
Die Revolution in Dobbin oder die „grote Deilung“	170
Meister Ulrich und die Gänsekirchenfreundinnen .	178
Vom Heiraten	184
Vom Kinderkriegen	190
Elternliebe	191
„Du mößt fleuten!“	194
Die Gardinen	195
Der Priem	195
Die Wähler	196
Der Abschied	198
Diers ollen Doktors	198
Osterbraten, Totenhemd, Sterbegebete, Gräwnis .	198
Die familie Schildt	200
Das liebe Brot	202
Die lachende Sprache der Mecklenburger	203

Die lustigen Pfälzer

Wie's Katl dem Rascher das lange Sitzen in der „Ros“ abgewöhnte	206
Die „Altmännerkrankheit“	212
Guckselber	218
Der heilige Windmacher	219

Die lustigen Andern

„Habgierig wie Dahl“	221
Was nicht verboten ist, das ist erlaubt	224
Herr, Knecht und Ochse	225
Der Spucknapf	226
Nach der zwanzigsten Tasse Kaffee	227
Die Veteranen	227
Der Großvater vom Lande und die Eisenbahn .	227
Die Bitte um Regen	228
Ihr habt es hier!	229
Der fromme Schäfer	229
Der Anteil	230
Der Katalog	230
Die gestorbene „Großmutter“	231
Das Winterfutter	232
Als die Großbauersleute mit ihrem Gesinde noch an einem Tische aßen	232
Die Reise nach Geestenseth	233

Die lustigen Hannoveraner

Spinnspacht

Drechsler findet man nur noch wenige in unseren Dörfern. Aber hier ist einer aus dem Sollinge, der sich von der Ungunst der Zeit nicht hat unterkriegen lassen. Auch heute bei seinen 76 Jahren noch nicht. Immer munter, immer zu derben Scherzen aufgelegt, dabei immer drechselnd, bohrend, hämmernd, schafft er unverdrossen von früh bis spät in seiner Werkstatt, die sich an sein Wohnhaus am Ende des Dorfes lehnt. Heute sogar mehr als je. Denn solange er noch ein größeres Wohlgefallen an der Welt fand und noch flinkere Beine hatte als jetzt, obwohl sie auch heute noch flink sind, durchwanderte er mit seinen Erzeugnissen den ganzen Solling und darüber hinaus einen beträchtlichen Teil des Weserberglandes.

Als ich ihn Ende November 1923 in seiner Werkstatt besuchte, begrüßte mich der hainbuchenartig kurz und stämmig gewachsene Mann in seiner munteren und zufahrenden Weise als guten alten Bekannten und erinnerte mich daran, wie er bereits vor 41 Jahren, als ich noch auf der Weper (am östlichen Solling)

amtierte, sechs Holzlöffel, zwei Schinkenteller, eine Haarbürste, einen Quirl und auch einen großen „Sleif“ verkauft hatte. Mein Gedächtnis war nicht mehr so frisch, um diese Erinnerung bestimmt bestätigen zu können; nach seinen weiteren Erklärungen und Erzählungen konnte ich jedoch nicht daran zweifeln, daß er mich wirklich um jene Zeit besucht, mir auch das eine und andere verkauft hatte.

Specht ist sein Familienname, mit dem er sich gern selbst zum besten hat. Er hieße so, weil er aller Wahrscheinlichkeit nach von einem richtigen Specht abstamme, gleich ihm auch immer etwas zu hacken und zu bohren haben müsse. „Spinnspecht“ aber nennen sie ihn, weil er in seiner jungen Zeit mit Vorliebe Spinnräder machte und in seinen alten Tagen der einzige in der ganzen Gegend ist, der diese Handwerkskunst überhaupt noch versteht.

Solange in den Dörfern des Sollings noch rege gesponnen wurde, machten die Spinnräder seinen Haupterwerbszweig aus. Möchten dann auch nur selten neue Räder verlangt werden, so gab's doch an den alten immer allerhand nachzusehen und auszubessern. Und zum Spinnrad kam der Hospel, der, neu oder repariert, ebenfalls zu dem bescheidenen Drechslereinkommen beitrug.

Freilich, während die Weser immer ihrem gleichen Laufe folgte, fing der Lauf der Zeit an mehr und mehr in der alten Richtung zu

versacken, sozusagen: Die Schafherden verschwanden, der Flachsbau wurde eingeschränkt, hörte schließlich ganz auf, und Spinnräder und Saspel wurden aus der Ecke, in der sie zunächst untergebracht waren, in die Kumpelkammer gebracht. Schmerzlich zu sagen, daß sie nun allmählich auch von dem Brautwagen verschwanden, als dessen besondere Zierde sie bis dahin gegolten hatten. Fortan also verlangte niemand mehr nach neuen Spinnrädern oder Saspeln, und Ausbesserungen ergaben sich gelegentlich nur dort, wo alte Mütterchen noch, hartnäckig an der Gewohnheit festhaltend, Wolle zu Strümpfen spannen.

Da wäre Spinnspecht, wie so mancher Drechsler auf dem Lande, in schwere Not geraten, hätte er sich nicht kraft seiner Sündigkeit der Zeit anzupassen gewußt und sich auf die Anfertigung all der nützlichen Hausgeräte verlegt, wie er sie mir schon vor mehr als 40 Jahren verkauft haben wollte.

Die jungen Vögel fliegen aus, wenn sie flügge geworden sind, aber Spechts Holzlöffel, Schinkenteller, Haarbürsten, Quirle und „Sleiw“ rührten sich nicht vom Plaze, wie der Meister scherzte, wenn er sie nicht selber hinaustrug. So wanderte er denn mit seinen Erzeugnissen immer wieder in die Welt hinaus nach Nord und Süd und Ost und West, um seine Ware unterzubringen. Auch in die Städte guckte er wohl mal hinein, wo es der urwüch-

sige Sollinger allerdings nie lange aushielt, schon deshalb nicht, weil die Städter seinen Spass nicht verstanden.

Übrigens hätte die Eisenbahn seinetwegen nicht da zu sein brauchen, denn er benutzte sie nie, verließ sich ganz auf seine Füße und fletterte nur hin und wieder einmal auf ein Fuhrwerk, wenn sich's gerade gut traf, daß ihm ein Fuhrmann begegnete, der ebenso lustig gelaunt war wie der Specht.

Als derbwitziger Schalk pflegte er seine Ware in den Bauernhäusern mit den Worten anzubieten: „Will je Sleuwe (?) Löppel, Birsten, Schinkenbräure Käpen?“¹⁾ — „Sleuwe“ bedeutet nun einmal einen großen Holzlöffel zum Ein- und Ausfüllen, ist aber andererseits auch sehr im Schwange als Schimpfwort für einen groben, ungeschlachten Menschen. Diese Doppeldeutigkeit konnte Spinnspecht sich natürlich nicht entgehen lassen, ohne seinen Witz an ihr zu üben. Machte er nämlich sein Angebot mit dem Tonfalle, daß die Löffel sich ohne Komma an die Sleuwe reihten, so hieß das: „Wollt ihr groben, ungeschlachten Menschen Löffel, Bürsten usw. kaufen?“ Jedenfalls blieb es immer unsicher, ob er mit „Sleuwe“ Schöpflöffel oder geschimpfte Menschen meinte.

¹⁾ Wollt ihr Schöpflöffel, Eßlöffel, Bürsten, Schinkenbretter kaufen?

Daß man dem lustigen Kauze das Spiel mit dem Doppelsinn des Wortes nicht übelnahm, ergab sich aus der witzigen Gegenseitigkeit. Wo es den einen juckte, da fragte der andere, und so sah man immer lachende Gesichter, wenn Spinnspecht die Haustür aufmachte oder wenn hinterher die Rede auf ihn kam. Überhaupt, wer hätte dem bei jedem Wetter von lustiger Laune sprudelnden Manne etwas übelnehmen wollen! Dann wäre man ja aus dem Spektakel mit ihm gar nicht herausgekommen, und er hätte doch todsicher das letzte Wort behalten. Wie die Leute sagen, käme dann jedes Wort „verquer“, also nicht folgerichtig aus seinem Munde und so, daß einem erst eine Weile hinterher einfiele, was er in Wirklichkeit gesagt hätte. Wollte man ihm nun noch etwas draufgeben, dann war er schon über alle Berge.

Empfindsame Frauen und Mädchen weichen ihm am liebsten aus, wenn sie ihn kommen sehen; denn er kann es nicht lassen, gerade die zimperlichsten Leute durch seine zupackenden Reden in Verlegenheit und Verwirrung zu bringen. Als wäre ihm das allemal ein ganz besonderes Vergnügen. In gebildeten städtischen Kreisen würde man ihn wahrscheinlich für einen Zyniker halten; die ihn aber genauer kennen, wissen, daß seinen Deutlichkeiten und Derbheiten nichts ferner liegt, als das wirklich Zynische. Eigentliche Zyniker kann es ja wohl auch nur unter den „Gebildeten“ geben. —

Ich freute mich, daß der junge Geistliche des Ortes diesen Naturmenschen, als wir uns über ihn unterhielten, nicht anders beurteilte. Denn er hatte ihm, obgleich erst vor einem Jahre aus der Stadt gekommen, schon gut in die Seele gesehen.

Weshalb ich übrigens von diesem Specht soviel Wesens mache?

Der kleine, behende Mann mit dem rotfrischen Kujonengesicht hat eine Herzenseigenschaft, die wie ein Goldfund anmutet: Er ist ein wunderlich großer Kinderfreund und hält Kinder für das schönste Geschenk Gottes. Wie er denn auch an keinem Kinde vorübergeht, ohne mit ihm ein Lachen auszutauschen. Als er sich in seinen Gesellenjahren in einem Dorfe am Harze, wo er damals drehselte, ein Weib nahm, tat er es besonders deshalb, weil er sich schon auf die Kinder freute. Er war aber mit dieser Freude doch wohl etwas zu voreilig gewesen, denn wie erzählt wird, konnte er bei seiner unbedingten Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit eine gewisse heikle Frage des Geistlichen nicht so beantworten, daß seine Sophie hätte im Brautkranze zum Traualtare gehen können. Dabei freute er sich ja auch schon so sehr auf das Kind, daß er es für eine Schmach gehalten hätte, sich nicht von vornherein rückhaltlos zu ihm zu bekennen. Sinterher ergab sich aber das Tragikomische, daß seine hochgespannten Erwartungen nicht eintrafen, also keine Kind-

taufe gefeiert werden konnte, auf die er den Geistlichen doch schon vorbereitet hatte. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, er machte sich darum mit seiner Sophie sobald wie möglich vom Harze weg. So kehrte er in den Solling zurück, dem er entstammte, ohne indes verhindern zu können, daß das Geraune über seine getäuschte Hoffnung ihm nachkam und sich mit in seinem nunmehrigen Wohnorte einnistete. Er hat es gewähren lassen und mitgelacht, obgleich es ihm, recht betrachtet, in diesem Stücke doch nie recht zum Lachen war.

Denn all seinen Wünschen und Hoffnungen zum Trotz haben Spinnspechts eigene Kinder überhaupt nicht bekommen, und man darf dem Sechundsiebzigjährigen glauben, wenn er versichert, dieses sei der größte Schmerz seines Lebens gewesen. Aber er hat ihn rechtzeitig umgebogen, nämlich gelegentlich seiner Hausgänge, wenn die hochgetürmt gewesene Kiepe wieder leer war, seine Schritte nach dem nächsten Waisenhause gelenkt, wo es Säuglinge gab, und hat sich Kindlein ausgesucht, wie er sie gern haben wollte und sie seiner Frau ins Haus gebracht. Immer natürlich eins nach dem anderen, aber einmal hatte ihm ein Knäblein und ein Mägdlein so überaus gut gefallen, daß ihm das Herz arg weh tat, als er sich für das Mägdlein entschieden hatte, so daß nun das Knäblein zurückbleiben sollte. Da

machte er kurzen Prozeß und ließ sich sowohl das Knäblein wie das Mägdelein in die Kiepe packen. So kam seine Frau unverhofft zu Zwillingen, und, von seiner Kindersucht angesteckt, machte Sophie wahrhaftig kein saures Gesicht dazu.

Sast ein ganzes Dutzend fremder Kinder hat das brave Spechtpaar mit aller Liebe und Sorgfalt bis zur Konfirmation großgezogen und darüber hinaus elterlich gesorgt, daß etwas Ordentliches aus ihnen wurde. Ein „Sleif“ wäre keiner seiner Jungen geworden, versicherte der Wackere, ebenso wie man unter den von ihnen großgezogenen Mädchen keine „Kragbürste“ finden könne.

Ein Mädchen adoptierte er, weil seine Frau meinte, es sei am besten geeignet, einmal im Haus zu bleiben und für sie im Alter eine Stütze zu werden. Ein hübsches Haus mit Garten und einem Morgen Land wird einmal ihr Erbe sein, während Spinnspechts Ersparnisse an Geld den anderen Kindern zugute kommen sollen.

Die Adoptivtochter ist nun auch bereits seit einigen Jahren verheiratet und hat das Haus mit so viel eigenen Kindern gefüllt, einmal sogar mit Zwillingen, daß Vater und Mutter Spinnspecht bald des Guten zuviel haben müßten, wie wir meinen, wie es aber tatsächlich nicht der Fall ist. Als ich in der gottverfluchten Inflationszeit in seine Werkstatt kam, die, dem

Umschwung der Zeitverhältnisse entsprechend, wieder voll von Spinnrädern hing, alten und neuen, da spielte um ihn auf der Drechslerbank, an der er emsig stemmte, ein ganzes Rudel von Knaben und Mädchen, die alle seine nicht blutsverwandten Enkel waren. Mit dem Jüngsten aber saß Großmutter Spinnspecht in einer heimeligen Ecke der Werkstatt, wiegte ihn in ihrem Schoße und summtte selig über ihn hin:

„Eiapopeia, wat raschelt in Strääb?¹

De Gäse gahst barwesch² un hewwet nenne Schääuh,³

De Schauster hät Läär⁴ un nein Leisten datäau,⁵

Süst wolle woll maken den Gäsen 'n paar Schääuh.“

Wenn Kochlizen der Kittel gepaßt hätte . . .

Im zweiten Revolutionsommer war ich wieder einmal in meinem süd hannoverschen Heimatdorfe zu Gaste und gelangte auf der Reihe zahlreicher Frühstücks- und Vesperbesuche auch zu meinem Schulkameraden „Wachmesters Wilhelm“, dessen Hof am äußersten Ende des Dorfes liegt. „Wachmester“ wird er genannt, weil sein Vater in der hannoverschen Armee Wachmeister gewesen war und sein standesamtlicher Name auch zu häufig im Orte vorkommt.

Als Wilhelm nach dem Tode seines Vaters

1) Stroh, 2) barfuß, 3) Schuh, 4) Leder 5) dazu.

den Ackerhof übernahm, gehörten nur ungefähr 40 Morgen dazu, wie auch Scheune und Stallung damals noch klein und unansehnlich waren. Jetzt zählte sein Ackerbesitz nicht weniger als 120 Morgen, und der Hof nahm sich als einer der stattlichsten im Dorfe aus. Mit berechtigtem Stolze und mannhaftem Selbstgefühl führte Wilhelm mich durch Haus und Hof und über seine nahe am Hofe liegende, von Planken umhegte Viehweide, auf der Kühe und Pferde gingen, blank und rund. Sühner, Enten und Gänse in großer Zahl bevölkerten den Hof, und wenn die Aufkäufer aus Münden oder Göttingen oder Gott weiß woher sonst kamen, konnte immer reichlich geliefert und eingenommen werden. Alle Schweinekoben waren voll besetzt, man merkte nichts von der Not der Zeit.

Der Wohlstand des Hauses kam mir so recht zum Bewußtsein, als wir an dem krachend vollen Vespertische saßen. Nichts fehlte da aus der „guten alten Zeit“ mit ihren Mettwürsten, Schinkenstücken und Eiern, der Goldbutter und dem eigengemachten Käse. Eins aber fehlte, was sonst nie fehlen durfte: Der Buddel mit dem gebrannten Wasser, wie es die Gutsbrennerei meines Heimatdorfes ehemals so reichlich erzeugte. Ja, der „Jühnsche Sluck“ fehlte; dafür aber konnte ich Milch mit dickem Flott trinken, so viel ich mochte. Bewunderungsvoll fragte ich den alten Kameraden, wie

es denn gekommen wäre, daß er in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines bisherigen Lebens den Hof hätte so gewaltig vergrößern und ausbauen können, ohne dabei in schwere Schulden zu geraten?

Da blitzte es in seinen Augen, von rötlichen Äderchen durchzogenen Augen auf, ein verschmiztes Lächeln huschte über sein kräftiges, rotbraunes Gesicht, und er sagte in seinem kraftvoll knarrenden Tone: „Wenn Kochlizen mein Kittel gepaßt hätte, würde ich mit meinem Hofe wohl nicht so weit gekommen sein.“ (Natürlich sprach er das alles und was noch folgt in unserem derben, unbehauenen Platt.) Er klopfte mich tüchtig auf die Schulter und sagte mit einem knarrenden Lachen: „Junge, du schreibst doch so allerhand drollige Dorfgeschichten, da kannst du auch meine Geschichte mal aufschreiben; denn ich glaube, so eine hast du doch noch nicht geschrieben.“

Und Wachmesters Wilhelm erzählte: Als er den Hof übernahm, hatte er noch keine Frau. Kiekes-Betens Kosine, die er eigentlich haben wollte, war ihm durch die Latten gegangen, und so mußte er sich wohl oder übel anderweitig umsehen. Da sagte denn nun die alte Kochlizen, die immer bei ihnen wusch: Sie wüßte ihm eine, die auch Geld hätte. Im Obergerichte wäre das, da hinter Münden. Das Dorf nannte sie ihm natürlich auch; aber den Namen wollen wir man lieber verschweigen,

damit die guten Leute nicht am Ende noch ganz fünsch werden. Wachmesters Wilhelm sagte nämlich zu der Kochlitzschen: Da hätte er kein rechtes Vertrauen zu, weil in der Gegend die Leute noch zu „altmodische Gesichter“ hätten.

Die Kochlitzesche ließ aber nicht locker, sondern schilderte ihm die betreffenden Verhältnisse so eindringlich, daß er schließlich doch Lust bekam, die Reifestiefel anzuziehen und sich das Mädchen aus der Nähe anzusehen. Der Kochlitzeschen ihr Mann, so wurde vereinbart, solle mit ihm gehen und den Freiwerber spielen.

Gut denn. Wilhelm ließ seinen Gehstöck lackieren und richtete sich so ein, daß sie am nächstfolgenden Sonntage losgehen konnten. Kochlitz hatte sich zu diesem Zwecke einen neuen Kittel bestellt, denn er war nicht gut im Zeuge; als aber der Sonntag kam, war der Kittel natürlich nicht fertig.

Was nun? Allein wollte Wilhelm doch nicht gehen, und in seinem schlechten Kittel wollte Kochlitz nicht mit, was ja auch nicht recht ging. No, meinte Wilhelm, denn könne er ja einen Kittel von ihm anziehen. Wozu Kochlitz denn auch bereit war.

Ja, wie sich die Schicksalsfäden manchmal so fügen! Als Kochlitz den Kittel anzog, paßte er ihm nicht, denn die Ärmel waren viel zu kurz, und da wollte er nun doch nicht mit. No, sagte Wilhelm, denn eben nicht; denn hat es

wohl nicht sein sollen, und stellte seinen lak-
tierten Gehstöck wieder in die Ecke.

Und es hat richtig nicht sein sollen, denn
als Kochlizen sein Kittel endlich fertig war,
hätte man ja nun immer noch reisen können;
aber da kam schon die Kirmes dazwischen. Die
musste nun eben ohne das Mädchen aus dem
Obergerichte gefeiert werden.

An hübschen Mädchen mangelte es übrigens
deshalb noch lange nicht, denn wie zum Mai die
Blumen, so kommen zur Kirmes die jungen
Mädchen von nah und fern, und so war denn
da auch eins aus dem Leinetale gekommen, das
zur Verwandtschaft von Klosterilzens gehörte.
Ein ganz „fermostes“ Mädchen, versicherte
Wilhelm, mit braunen Augen und braunem
Saar, ein richtiges „schwarzbraunes“ Mädchen,
wie wir es, als wir noch jünger waren, in den
unvergeßlichen alten Spinnliedern besangen.

Das stach ihm denn auch gleich in die Augen,
zumal da es aus einem Dorfe war, wo sie keine
altmodischen Gesichter mehr hatten. Mein
Freund pirschte sich an das Mädchen heran,
tanzte tüchtig mit ihm, drückte ihm kräftig die
Hand, drückte es auch noch ein bißchen mehr
und kriegte es richtig auf seine Seite. Junge,
sagte jemand, der die Leineleute kannte, da
halte man feste, da kriegste aber ordentlich was
ins Haus.

Hatte Wilhelm nun noch nötig, mit Koch-
lizen ins Obergericht zu gehen?

Der Weizen wurde reif, die Bohnen wurden gestuft, und da hat Wachmesters Wilhelm eine Frau gekriegt, wie er sie wahrhaftig nirgendswo in der Welt hätte besser finden können. Akkurat und fleißig war sie wie eine im Dorfe, und wenn sie molk, gaben die Kühe nochmal so viel, und brauchte sie Eier, lagen sozusagen alle Nester voll, und die Schweine gediehen, daß es ein Staat war. Geld hatte sie ja übrigens auch einen gehörigen Pagen mitgekriegt, denn da unten an der Leine haben sie Geld wie anderswo Steine.

So kamen sie voran, konnten sich immer mehr Land kaufen und konnten bauen und bessern bis sie soweit waren, wie ich nun sah.

Mein Freund machte eine Pause, führte sich einen tüchtigen Sappen Mettwurst zu Gemüt, sah etwas nachdenklich vor sich hin und tat, als wische er etwas weg.

Es war, als wäre sie, seine emsige, prächtige Frau mit dem braunen Haar, ihm vom Herrgott nur gerade dazu bestimmt gewesen, den Hof mit ihm soweit zu bringen, daß er mit in allererster Reihe des Dorfes stand; denn als sie soweit waren, da legte sie sich hin und starb und ließ ihn allein. Und doch nicht allein, denn seine Tochter, die nun an ihrer Stelle regiert, ist ganz von ihrer Art, und da sie auch einen ganz „fermosten“ Mann bekommen hat, fehlt eigentlich nichts zum irdischen Glück. Bloss, wie gesagt, daß Wilhelm, der doch noch ein

Mann von Saft und Kraft ist, nun keine Frau mehr hat . . .

Er machte wieder eine Pause, schalt, daß ich die Butter so dünn aufstrich, nötigte nach unserer heimatlichen Art, tüchtig zuzulangen, lächelte und knarrte in seinem Krafttone: „Nun weißte doch, Junge, wie gut es war, daß Kochlitzgen mein Kittel nicht gepaßt hat. Wenn ich's so bedenke, Junge, möchte ich beinahe annehmen, ein Schneider im Himmel hätte ihn gemacht, meinen Kittel mit den zu kurzen Ärmeln. Wahrhaftig!“

Dann ging Wilhelm mit dröhnendem Schritt hinaus und kam mit einer dicken Mettwurst wieder herein, hielt sie mir hin und sagte: „Heinrich, Minsche, das hat mich aber riesig gefreut, daß du mich auch mal besucht hast, und wenn du's nun nicht übelnehmen willst, so will ich dir diese kleine Wurst zum Geschenk machen. Denn in der großen Stadt Berlin . . . no, man weiß ja wohl . . .“

Natürlich habe ich dem wackeren, alten Schulkameraden die Mettwurst — eine wahre Pracht ihrer Art — nicht übelgenommen.

Wie der junge Ahlemüller zu seiner Frau kam

Er besaß im Ahletale des Sollings einen kleinen Ackerhof und dabei eine kleine, von der Ahle getriebene Mühle; aber er hatte noch

keine Frau, und ob auch der „junge Ahlemüller“ genannt, ging er doch schon in die Dreißig und brauchte eine tüchtige Frau so notwendig, wie das Korn zum Mahlen. Eine Frau zu kriegen war wie überall leicht und schwer. Leicht, wenn er nur auf die Backen sah; schwer, wenn die Mitgift in Frage kam. Und auf die mußte er doch vor allem sehen. Denn der Ackerhof war zu klein, um sich von ihm allein zu nähren; und die Mühle wiederum, die den Mangel ersetzen sollte, es auch lange Jahre hindurch tat, wurde wie alle kleinen Landmühlen von der neuzeitlichen Entwicklung im Mühlenwesen, vor allem von den großen Dampfmühlen überholt und sozusagen aufs Trockene gesetzt. Gewiß hätte sich die Ahlemühle zeitgemäß verbessern lassen; aber das kostete Geld, und daran fehlte es eben in der Ahlemühle.

Heinrich Sühne mußte sich also nach einem Mädchen umsehen, das ihm Milchkühe und Weizen brachte, wie jemand sagte. Dabei sollte es natürlich auch seinen Augen gefallen, jedenfalls frisch und rund sein, wie er selber war, oder, wie er sich ausdrückte, „ordentlich was um sich 'rum haben“. In dem Ahledorfe fand sich nichts Passendes, und so wandte er seine Augen über die westlichen Sollingshöhen nach einem Dorfe an der Weser. Da war eine, die hatte er einmal als Kind auf dem Schützenhofe gesehen. Sie war ihm durch ihr freund-

liches, frisches Wesen und durch ihre — Hasenscharte aufgefallen. Etliche Jahre später sah er sie wieder gelegentlich einer Holzauktion in ihrem Dorfe, als sie mit einem Spinnrad über die Straße ging, — und sie fiel ihm abermals auf, weil die Hasenscharte operiert und gut verheilt war, freilich immer noch eine ansehnliche Narbe hinterlassen hatte.

Anna Ilse ging bereits der Dreißig entgegen und hatte noch immer keinen Mann. Die wohlhabenden Bauernsöhne stießen sich noch an der Spur der Hasenscharte; und geringere Leute durften nicht wagen, ihr Augenmerk auf den Ilseschen Hof zu richten. Dabei hatte Anna alles, was ein Mann wie der Ahlemüller sich nur gerade wünschen konnte, hatte Geld, zwei gesunde, fleißige Arme und auch — „was um sich 'rum“. Der Lippenfehler war doch nur rein äußerlich; ihr Herz hatte einen festen Takt und war ohne Tadel, wie ihr Charakter überhaupt.

Warum also sollte sie nicht geheiratet werden! dachte der Ahlemüller, als er sich wieder einmal spekulierend in dem Weserdorfe umgehört hatte.

Nun hatte ihm aber sein Vater, der alte Ahlemüller, noch auf dem Sterbebette auf die Seele gebunden: in keine Familie zu heiraten, in der jemand mit der „fallenden Krankheit“ behaftet oder behaftet gewesen sei, sich auch von solchen Familien fernzuhalten, die mit ihren Einwohnern in Zwietracht lebten.

Heinrich zog also genauere Erkundigungen ein und bediente sich dabei eines Hausierers, der seit Jahren in die Gegend kam und zu dessen treuesten Kunden Anna Ilse zählte. Der Mann kam nach einiger Zeit zurück und versicherte: Von Zwietracht keine Spur, von Epilepsie ebensowenig.

Na, dann gab's also in dieser Hinsicht keinen Anstand, und der alte Ahlemüller, der so beobachtam gewesen war, konnte unter seinem Denksteine ruhig weiterschlafen.

Nun der Besuch, sozusagen der erste Angriff. Der Freierrmann wählte den nächsten Sonntag dazu, ging in seinem neuen Bukskinrock und unter seiner neuen Schirmmütze stramm über die Berge und traf gerade auf dem Ilsechen Hofe ein, als Anna eben aus der Kirche kam. Sie sah ihn zum ersten Male, wenigstens mit Bewußtsein, sah ihm stuzend in die großen forschenden Augen, wurde rot und ging schnell in ihre Kammer.

Der alte Ilse, der schon Wind bekommen hatte, empfing den jungen Mann aus dem Sollinge mit gemessener Freundlichkeit und wurde sehr bald in eine recht lebhafteste Unterhaltung verwickelt. Der Sollinger war nämlich trotz seiner Weltabgeschlossenheit durchaus nicht auf den Mund gefallen, entwickelte Ansichten, die den Weserbauern mehrfach in die Enge trieben, ihm im großen und ganzen zwar gefielen, manchmal aber auch recht wider den

Strich gingen. „Ein Subn, das nicht kratzt,“ sagte Heinrich Sühne, „kriegt auch keinen Wurm.“ Ilse nickte dazu und hatte schon auf der Zunge zu antworten: „Ein Müller, der nicht mahlt, kriegt auch kein Mehl.“ Indes ließ der Sollinger ihm nicht Zeit dazu. „Ich habe meinen Verstand im Kopfe,“ bemerkte er sehr lebhaft und zeigte dabei kräftige weiße Zähne, „andere haben ihn im Geldbeutel, und wenn sie den verlieren, ist der Verstand auch futsch.“ Wozu Ilse „hm, hm“ machte. „Manche hier unten,“ setzte Heinrich gleich wieder ein, „dünnen sich gegen uns Sollinger wunder wie groß, weil sie an der Weser wohnen, die so viel, viel größer ist, als die Ahle; aber wenn die Ahle auch man klein ist, so treibt sie doch meine Mühle und empfängt den Regen so gut vom Himmel wie die Weser.“ Wozu Ilse grunzte und ein etwas unsicheres Gesicht machte.

Die Gegensätze waren schließlich nur wie die Ringe im Wasser, wenn ein Stein hineingeworfen wird. Sie glätteten sich immer wieder, und der Freier wurde ohne weitere Umstände zum Mittagessen eingeladen, bei welcher Gelegenheit er der Tochter des Hauses schon ein gut Stück näher kam. Er sagte ihr, wann und wie er sie zum ersten und zum andern Male gesehen hatte und konnte ihr sogar noch aufs genaueste beschreiben, was sie angehabt und wie der Spinnwocken ausgesehen hatte, den sie das andere Mal trug.

Anna wunderte sich sehr, merkte nun auch bereits, woher der Wind kam und wohin er wollte. Ihre Augen nahm sie zwar noch recht in acht, erfasste den ansehnlichen, stämmigen Mann jedoch alsbald mit allen Kräften ihres Herzens. Es schien ihr, als wäre es der, der es sein müsse, ja, als stünde sie vor dem letzten Tore ihres Lebensglückes.

Als der Freiersmann am Nachmittage wieder bergan gestiegen war, ging der alte Ilse in seiner Stube unruhig auf und ab und sagte nur: „No, düsse is awer nich up'n Kopp efallen . . .“¹⁾ Gleichwohl zweifelte er noch, ob es der Rechte für seine Tochter Anna wäre; wohingegen sie eine sehr bestimmte Miene aufsetzte und antwortete: „Un eck nöhme 'ne, 't mag wären as 't will!“²⁾

Ilse mußte seine Bedenken fallen lassen und machte seine Zustimmung nur noch von dem Ausfall des Besuches abhängig, den er gemeinschaftlich mit dem Heinrichonkel — in dem betreffenden Weserdorfe heißen die meisten Männer Heinrich — in nächster Zeit der Ablemühle abstatten wollte. Wogegen Anna nichts einzuwenden hatte, ebensowenig wie die Mutter, die ganz auf ihrer Seite war.

So machten sich denn die beiden Männer am übernächsten Sonntage auf den Weg ins Innere des Sollings. Der Heinrichonkel hatte

¹⁾ Dieser ist aber nicht auf den Kopf gefallen.

²⁾ Ich nehme ihn, es mag werden wie es will.

70 und 71 mitgemacht und „nahm“ von daher gern „einen“; Ilse selbst trank nur bei guter Gelegenheit einmal über den Durst und kippte dann leicht um, da er nicht viel vertragen konnte. Sie wählten nicht den mühsamen Fußweg über die Höhen, sondern fuhren mit dem Morgenzuge, der von Ottbergen kommt, nach Uslar, wo sie zunächst einige Besorgungen machten und dann in der Wirtschaft einkehrten, um zu frühstücken. Das Frühstück trugen sie natürlich bei sich; der Wirt kam deswegen nicht zu kurz, denn die beiden „Spekulanten“ taten in der außerordentlichen Stimmung, die sie heute beherrschte, des Guten so viel, daß sie fürs erste im Garten der Wirtschaft liegen blieben. Der Branntwein war ihnen doch wie Blei in die Beine gerutscht. Nach dem unfreiwilligen Mittagschlaf sahen sie sich höchst erstaunt an und stießen ein Himmel-Sageldonnerwetter heraus, und da es ihnen auch ein bißchen „genierlich“ war, machten sie sich ganz schnell auf den Weg und wanderten mit großen Schritten über Sohlingen und Kammerborn der Ahlemühle zu, wo sie freilich um ein paar Stunden später eintrafen, als vereinbart war.

Bei der Besichtigung des Hofes und der Mühle wurde natürlich ebenfalls „einer genommen“, denn der Ahlemüller wollte sich doch nicht lumpen lassen. So schlug es bald wieder voll, und man sah alles im rosigsten Lichte.

Begen Abend traten die beiden Kundschafter in bester Laune den Rückmarsch an, sie unterschieden sich diesmal für den Weg über die Höhen ins Wesertal hinab. Der Ahlemüller brachte sie bis nach Amelith, dem Glasbläserdorfe, und wollte sich hier verabschieden, als ihnen ein Zigeuner in den Weg kam, der eine Geige trug. Natürlich mußte nun erst eins gespielt werden. Und der Zigeuner spielte, daß den alten „Britten“ ganz wunderbarlich zumute wurde, auch ein ganz neuer Durst über sie kam. So wurde dann in der Gastwirtschaft eingelehrt; allerlei Glasbrennerleute kamen dazu, und es entwickelte sich eine förmliche Tanzmusik. Alles, was Beine hatte, tanzte mit, und zum größten Gaudium aller tanzte der angehende Schwiegervater schließlich sogar mit dem angehenden Schwiegersohne. Bis drei Uhr nachts dauerte das Drehen, Galoppieren und Walzen. Dann waren Vater Ilse und der Heinrichonkel so müde und beladen, daß sie nicht mehr gehen konnten. Man mußte ihnen einen Wagen besorgen, mit dem sie noch eben vor Tage wieder in ihrem Dorfe anlangten.

Nun entwickelte sich alles folgerichtig weiter. Wie verabredet war, ging am nächsten Sonntag die Braut selbst, aber mit einem anderen Heinrichonkel über den Berg, um sich in der Ahlemühle umzusehen. Sie kamen ebenfalls mit den besten Eindrücken zurück,

geradezu begeistert. Der zweite Heinrichonkel, Anna ein bißchen kindhaft, berichtete sogar: „'t is ganz gäaut da, se hät twei Kanapees.“¹⁾

Noch hatten aber die Frauen ihr entscheidendes Wort nicht gesprochen; deshalb blieb eine weitere Reise der Mutter Ilse und der Tante Kieke vorbehalten. Sie trafen ganz unerwartet in der Ahlemühle ein, als der Müller sich gerade auf einem der beiden Kanapees ausgestreckt hatte, weil's mal wieder nichts zu mahlen gab. Sehr fatal war ihm das, und die Frauen machten auch erst ein recht verhaltenes Gesicht. Aber bei der dann einsetzenden Unterhaltung kam Heinrich mit seinen blanken Zähnen doch bald wieder oben auf. Jedenfalls wußte er die Kundschafterinnen mit der Geschicklichkeit und Gewandtheit seines Mundes so einzuwickeln, daß sie im allerbesten Einvernehmen waren, als er sich auf dem Rückwege von ihnen verabschiedete.

So lag denn für den Ahlemüller der Brautweg trotz der beträchtlichen Bergeshöhen ganz eben da, und er konnte nun schon an die Ringe denken. Freilich hatte er noch mit einer besonderen Gefahr zu rechnen: Es gärte in der Burschenschaft des Dorfes, der es gegen die Ehre ging, daß einer aus dem Sollinge ein Mädchen aus ihrer Mitte holte, ohne dafür die althergebrachten Prügel zu empfangen. Ja,

¹⁾ Es wäre ganz gut da, sie hätten zwei Kanapees.

es hätten sich nun auch im Dorfe selbst passende Leute für Anna Ilse gefunden.

Aber die Faust des Sollingers war mit den Hainbuchen gewachsen und geheimer Kräfte voll, und Heinrich wußte sich der wiederholten hinterhältigen Angriffe so kräftig zu erwehren, daß ihn bald keiner mehr zu reizen wagte. Die Heinriche an der Weser waren im Grunde ihrer Seele ja auch mehr sanftmütig als bössartig. Sie gaben ihre feindselige Haltung, zumal einem Gegner gegenüber, der auch Heinrich hieß, bald gänzlich auf, so daß nur noch die Karls, Ottos und Wilhelms übrig blieben, eine erhebliche Minderzahl.

Das war kurz vor Pfingsten, da schon alle Glieder blühten. In der wundersamen Nacht auf Pfingsten nun schleppte Heinrich Sühne einen langen Maibaum aus dem Sollinger Walde, trug ihn im Schweisse seines Angesichtes den weiten Weg über die Berge ins Wesertal hinab und pflanzte ihn seiner Auserwählten vors Haus, ganz heimlich leise natürlich, wie es die alte Sitte erforderte. Dabei ereignete sich nun etwas ganz Außerordentliches: Ein ganzes Rudel gesprenkelter Hasen war mit Heinrich aus dem Sollinge herabgekommen, von ihm unbemerkt, da ihm die Last des Baumes ja auch den Kopf zu sehr an die Erde drückte. Noch merkwürdiger, daß nach den Hasen kein Hund schnappte, kein Nachtwächter die Keule schmiß, keine Kule gierte. Es war, als gäbe es

außer ihnen kein lebendes Wesen, das diese wunderseltame Erscheinung wahrnahm. Heinrich sah sie auch dann noch nicht, als er sich an das Auspflanzen des Baumes machte, denn seine Augen waren vornehmlich in die Krone und nach dem Fenster gerichtet. —

Aber die Karls, Ottos und Wilhelms, die dann aus dem Krüge herangeschlichen kamen, um den Baum wieder zu beseitigen, sahen die unheimliche Schar der Hasen und glaubten ihrer nicht weniger und nicht mehr als dreißig zu zählen, genau soviel wie Anna Ilse Jahre hatte. Alle guten Geister! Wollten ihr die gespenstischen Sollingshasen vergelten, was sie um der Hasenschar willen gelitten hatte? Sui! Und mit gesträubten Haaren rannten die tapferen Kerle davon, ohne den ragenden Baum überhaupt angetastet zu haben.

Anna Ilsens Maibaum war am Pfingstmorgen der Stolz des ganzen Hauses und — der Graus aller Kinder im Dorfe. Denn ganz im geheimen hatte sich die Sage von den dreißig Hasen im Dorfe verbreitet, nach denen kein Hund schnappte, kein Nachtwächter die Keule schmiß und keine Eule gierte. Die einen lachten, die anderen hörten es mit Schaudern; und jedenfalls getraute sich niemand mehr, etwas gegen den Ahlemüller zu unternehmen oder hinter Anna Ilse wegen der Hasenscharte herzureden.

Am zweiten Pfingstsonntage wurden richtig

die Ringe gewechselt, und als der stolze Ablemüller dann mit Anna Ilse im maigrünen Pfingstbierzelte zum Tanze antrat, da wunderten sich alle Leute, und da wurde die Sage von den dreißig Hasen nur noch ganz heimlich geflüstert.

Warum Ruwischs Heinrich
die Tür nicht hatte aufmachen
wollen

Ich ging die Teichgasse zwischen den Obsthöfen hinab, um Ruwischs Heinrich zu besuchen, obgleich es „hille“ Zeit war. Heinrich Kann's getrost sachte gehen lassen, denn er hat den größten Teil seiner Äcker verpachtet und nur noch soviel zurückbehalten, daß er eine Kuh und ein Schwein füttern kann. Es ist schade um den schönen großen Hof und um die stattlichen Gebäude, die fast leer stehen. Aber wofür sollte er sich quälen? Er hatte trotz seiner 40 Jahre keine Frau und keine Kinder. Ja, warum nicht? Wer das sagen könnte! Heinrich weiß es selbst nicht recht. Jedenfalls hat er mit seinen Versuchen, eine geeignete Frau zu bekommen, kein Glück gehabt, so ansehnlich er als Mann und Hofbesitzer war. Er hatte immer vorbeigegriffen und sich schließlich ganz verstimmt wie ein Altenteiler in sein Haus zurückgezogen. Je länger, je mehr prägt

sich sein Einsiedlertum in seinem Wesen aus: Er spricht mit sich selber, lacht mit sich selber, lacht manchmal zum Verwundern der Leute ganz hell auf, schlenkert gemächlich hinter seiner Kuh her und läßt es überhaupt langsam gehen, so daß er immer der Letzte ist im Garten und auf dem Acker. Wozu es auch eiliger haben? Da er doch niemand hat, für den er sich quälen und abrackern kann.

Wie es kam, daß ihm alles in die Brüche ging, ist, wie schon gesagt, nicht recht offenbar geworden; aber wie er die letzte Gelegenheit, zu einer Frau zu kommen, verpaßte, das kann erzählt werden.

Auf einer Kindtaufe hatte ihm ein Mädchen aus Lauenberg, eine rundwangige Auguste, zugesagt, ihn gelegentlich der nächsten Schlittenpartie ihres Spinntropps zu besuchen. Er wartete darauf und hielt sein Haus in sorgsamster Ordnung. Endlich war denn auch der Winter so stark, daß man bis an die Knie im frischen Schnee waten konnte. Also wurden die Schlitten aus ihren Verstecken herausgeholt, und nach alter Gepflogenheit machten die Spinntroppe auf großen Holzschlitten ihre Reisen in die Nachbardörfer, um dortige Spinntroppe, zu denen man freundschaftliche Beziehungen unterhielt, zu besuchen. So kam denn auch ein Lauenberger Spinntropp nach Frielingshagen und mit ihm Auguste, die bewußte. Sie war ein lustiges Mädchen, doch

nicht lustig genug, um Heinrich Kuwisch allein zu besuchen. Sie nahm ihre Freundin mit, die ein gut Stück beherzter war als sie selbst. Und so kam man gegen 9 Uhr abends bei Sternenschein und knitterndem Schnee auf seinem Hofe an, der still und leer an der Teichgasse dalag. Kein Mensch war zu sehen, kein Vieh zu hören. Nicht einmal ein Hund bellte. Die Mädchen schritten, Auguste klopfenden Herzens, zur Haustür und fanden sie verschlossen. Sie klopfen, es rührte sich nichts. Nanu?! Heinrich wußte doch, daß sie heute kommen würde? Konnte er da etwa schon zu Bett gegangen sein?

Auguste wollte bereits umkehren, doch ihre Freundin hielt sie fest, klopfte, während jene sich an die Wand des Hauses drückte, herzhast an die Haustür und rief, Augustes Stimme nachahmend: „Maak up, Heinrich, eck will deek doch beseuiken.“

Es rührte sich nichts, kein Murr und keine Miaus; dennoch glaubten sie gewisse Anzeichen wahrzunehmen, aus denen sich schließen ließ, daß Heinrich zu Hause war. Soll dich denn doch . . .! Lustig ließ die Freundin ihrem Übermut die Zügel schießen und rief, obgleich Auguste sie energisch am Rocke zog: „Maak up, Heinrich, Auguste will deek leifkosen (liebkosen)!“

Es fruchtete ebensowenig. Heinrich meldete sich nicht, konnte darum auch nicht geliebkost werden.

Lachend und so verstohlen wie möglich schlüpfen die Mädchen nach ihrem Spinntrupp zurück, dem sie natürlich ihren Liebesgang in geschickter Weise verheimlicht hatten, um nicht großem Spotte zu verfallen.

Am anderen Morgen ruft Kuwischs Nachbar über den Zaun: „No, Minsche, wo wörest döu denn gistern Abend? Deine Briut was doch da un woll deß besuiken?“

Heinrich zuckt die Achseln, zieht die Mundwinkel herab und sagt sehr verstimmt: „Eck was woll tehius (zu Hause), awer eck woll nech upmaken; — weshalb is se nech alläne komen! Wenn dat meck besuiken wolle, konn't denn nech alläne komen?“

Geradezu beleidigt fühlte er sich also, daß sie nicht allein zu ihm gekommen war. Und er dachte so unbefangen, daß es ihm gar nicht zum Bewußtsein kam, wie unschicklich es gewesen wäre, wenn sie ihn am späten Abend allein besucht hätte.

Die Liebe im Volksmund

Aufzeichnungen aus dem südlichen
und mittleren Hannover

Da heißt es gewöhnlich, im Bauernleben spiele die Liebe keine Rolle. Als wäre das schöne Wort nicht unter unsern Bauersleuten aufgeblüht:

„Teneweidage is ne grate Pien,
awer leif hebben,
un't kann nech sien —
dat is noch 'ne gröttere Pien¹⁾)

Ebenso wie das treffende Sprüchlein, das die Töpfer zu Fredelsloh am Sollinge oft auf ihre Teller schrieben: „Lieben und nicht haben, ist ärger wohl als Steinegraben.“ Als ob nicht die erstaunliche Fülle der Liebesbräuche, mit denen das dörfliche Jungvolk sich namentlich bei den mannigfaltigen Flachsarbeiten, dann vor allem in der Matthiasnacht befaßte, als ob nicht auch all die gefühlvollen Spinnstubenlieder, voll Liebeskummer und Liebeslust, von unserm Landvolke erfunden und gehegt worden wären!

Selbst der alte Mann hinterm Ofen, der „Gratevar“, fühlt sich noch von dem Jugendzauber der Liebe erfaßt. In meinem zwischen Göttingen und Münden gelegenen Heimatsdorfe Jühnde lernte ich in jungen Jahren ein merkwürdiges altes Lied, das jetzt kaum noch jemand dort kennt. Es ist eine Art Wechselgesang zwischen einem Greise, der hinter'm Ofen hockt, und seinem Enkel, der munter durch's Stübchen hopft. Der Junge:

„O, Gratevar, goht von den Omen,
Wat will jock af wat kâpen,

¹⁾ Zahnwehtage ist eine große Pein, aber liebhaben, und es kann nicht sein, das ist noch eine größere Pein.

Æð will jöð af ne neggen Saut
Un den will eð jöð kápen.¹⁾

Der Großvater :

„O Junge, Junge behaalt dien Geld
Æð sin aalt, eð sin faalt,
Æð sin frank,
Singern Omen is mien Gang.“²⁾

So geht das Zwiegespräch oder vielmehr der
Zwiegesang durch mehrere Strophen hindurch.
Der Junge verspricht dem Alten, wenn er hin-
ter dem Ofen wegginge, ein neues Brusttuch,
einen neuen Rock und was noch alles ; aber der
läßt nach wie vor den Kopf hängen, antwortet
immer nur : „O Junge, Junge behaalt dien
Geld!“ Darauf noch einmal der Junge :

„O. Gratevar, goht von den Omen,
Æð will jöð af wat kápen,
Æð will jöð af ne junge Brut
Un dei will ið jöð kápen!“

Se, jetzt der Alte :

„O, Junge, Junge, giff her dien Geld!
Æð sin jung,
Æð sin gesund —
Owern Omen is mien Sprung!“

So war der alte kalte Mann also durch die
Aussicht auf die junge Braut wieder jung und
warm geworden.

Von der Innigkeit der Liebe gibt auch fol-
gendes, ursprünglich naive Volksgeschichtchen

¹⁾ Oh, Großvater, geht von dem Ofen, ich will
Euch auch was kaufen, ich will Euch auch einen neuen
Sut und den will ich Euch kaufen.

²⁾ Das anlautende s wie ß, g wie ch gesprochen.

Zeugnis: Zu der Zeit, als die Lesekunst noch selten war, kam einmal ein junger Mann, der Sans von Banteln hieß und sich in Gretchen von Lime verliebt hatte, zum Goldschmied und bestellte einen Ring, in den folgender Vers eingegraben sein sollte:

„Sans von Banteln
Sät Greitchen von Lime
Von Garten sau leif.“

Gut, sagt der Goldschmied, übermorgen solle der Ring fertig sein. Also geht Sans den dritten Tag wieder zum Goldschmied und verlangt beim Empfang des Ringes eifrig, die Inschrift zu hören. Woraus entnommen werden muß, daß er der Lesekunst noch nicht mächtig war. Weil aber gerade viele fremde Leute im Laden sind, liest der Goldschmied ganz leise:

„Sans von Banteln
Sät Greitchen von Lime
Von Garten sau leif.“

Da aber wird Sans von Banteln gar ärgerlich und will den Ring nicht! „Sachte fall't 'r neck uppestahn — löue fall't'r uppestahn!“¹⁾
Nimmt seinen Stock und geht.

Ein alter Bauer in Vogelbeck bei Linbeck, mit dem dies Thema erörtert wurde, begann aufzuglühen wie jener „Gratevar“ und sang uns folgendes Lied vor, das in seiner Jugend häufig gesungen und von Musikanten auf der „Musik“ gespielt worden sei:

¹⁾ Leise soll es nicht drauf stehen, laut —

„So muß die Liebste sein:
 Die Hauptsach ist dabei,
 Daß reizend schön sie sei.
 Mit blauem Augenpaar
 Und blond gelocktem Haar.
 Ihr Ton wie Elfenbein,
 Ihr' Zähne marmorfein;
 Frisch ihre Lippen glühn,
 Die Wangen rosig blühn.
 Doch muß sie sanft sein wie eine Taube,
 Wie eine Ros' in frischer Laube.
 Nicht zu groß und nicht zu klein.
 Schlanke Wuchs, jung und fein muß sie sein.
 usw.

Derselbe alte Vogelbecker sprach auch von dem sogenannten „Tampetentanz“, der früheren Dorfspolonaise. Dabei fasten sich die Tanzpaare auf dem Tanzsaale bei den Händen und sausten miteinander durchs ganze Wirtshaus, über Tische und Bänke, Treppen und Tresen, wobei sich gehörig gedrückt und geküßt wurde.

Früher mehr als jetzt flatterten drastische kleine Tanzliebesreime über den Tanzsaal, wie z. B.: „Wenn se alle eine hewwet, will eck äauf eine hemmen“ usw., oder: „Drück die Augen zu, denn du bist noch viel zu jung dazu“, oder: „Als ich 18 Jahr alt war, wußt' ich schon, was Lieben war“. In Kohnsen bei Einbeck aber tanzen und singen sie nach der Melodie: „Du, du liegst mir im Herzen —“ u. a. folgenden Vers:

„Klein, klein, das möcht' ich wohl sein,
 Groß, groß, nein, das möcht' ich nicht sein;

Könnt, könnt ja bei meinem Schängel
Nicht, nicht zum Fenster hinein,
Ja, ja, nicht zum Fenster hinein. Trala."

In Vogelbeck hörte ich ferner den sprich-
wortartigen Vers:

"Die Liebe überm Tisch
Ist alle Morgen frisch;
Liebe über Feld
Ist wie verlorenes Geld."

Im übrigen heißt es ziemlich allgemein:

"Et is noch alläne 'n Gottgeben,
't isser af 'n beten Meenabhennen."¹⁾

Jungen Mädchen wird deshalb geraten:

"Köppchen glatt, Feutchen²⁾ glatt,
Dat is de beste Brutschatt."³⁾

Anderer Lehren moralischer Art werden gern
in kleine Erzählungen gekleidet, von denen hier
eine wiedergegeben sei, die ich am Solling hörte:

Es war einmal eine Herrschaft, die hatte
zwei Mägde; die eine war sittig und fleißig,
die andere, die hübschere, liederlich und faul.
Als nun die Kirmes gekommen war und die
Musikanten zum Sammeln bliesen, rief Jung-
fer Liederlich der anderen zu, es wäre höchste
Zeit, sie müßten sehr eilen. Die andere aber
antwortete, sie müsse erst noch ihr Hemd flicken
und nähte fleißig weiter. „Ach wat, Semet

1) Es ist nicht allein ein Gottgeben, sondern auch
ein bißchen Mitnachhaben.

2) Füßchen.

3) Brautschatz.

flicken," erwidert Jungfer Liederlich, "eck
schärte 'n Kno'n¹⁾ rin!" Und fort ist sie.

Ihr Bräutigam war währenddessen heimlich zur Hintertür hereingekommen, um sie zu überraschen und zum Tanze abzuholen. Als ihm jedoch ihre schauerhafte Antwort an die Ohren schlug, machte er starre Augen und schlich wie geschlagen durch die Hintertür zurück. Mit hängendem Kopfe begab er sich zum Tanzelte und stellte sich, als hätte ihn der Hund gebissen, an den Mittelpfeiler, um den herumgetanzt wurde. Jungfer Liederlich war natürlich auch schon da; indes tat er zu ihrem nicht geringen Ärger, als sähe er sie nicht. Als dann nach einer geraumen Weile die fleißige Flickerin kam, eilte er zu aller Verwunderung auf sie zu, führte sie mitten in den Reigen und rief:

„Knoten vorm Knie,
Mädchen, bist du auch hie?
Flicken aufs Loch —
Mädchen, dich lieb ich noch!“

Und tanzte fortan nur mit der Flickerin, die nach kurzer Zeit auch seine glückliche Frau wurde. Früher spielten die Dorfmusikanten sogar einen Tanz zu dieser Geschichte, wobei Tänzer und Tänzerinnen nach einer Reihe von Takten jedesmal singend mit einem Reime einfielen, der ähnlich wie der vorhin mitgeteilte lautete.

1) Ich schürze einen Knothen hinein.

„Dä will int Klastier, — awer wo twee Paar Tuffeln (Pantoffeln) vor'n Bedde stah —“ sagen sie im Sildesheimschen, wenn sich's um einen Heiratslustigen handelt.

In dies Kloster wollte auch jener reiche Junggeselle aus Dransfeld, der zum alten Pindop in Jühnde kam, mächtig auf seinen großen Geldbeutel pochte und um die hübsche, dralle Tochter anhielt. Kriegte sie aber nicht, ging aus Ärger ins Wirtshaus und ließ einen Teil seines vielen Geldes draufgehen. Dann machte er sich auf den Heimweg, blieb indes auf dem „Krägenbarge“, vom Ärger überwältigt, liegen und heult: so jämmerlich, daß die Leute von allen Seiten des Feldes herzugelaufen kamen und ihn teilnahmsvoll nach dem Grunde seines Jammers fragten. Heulend antwortete er: „Noch nech emol will meck dei ale Pindop sien Meken geben, da eck doch dat vele Geld herw!“

Die zahllosen Liebesbräuche, die namentlich in der Matthiasnacht (24. Februar) und bei den mannigfaltigen Flachsarbeiten erprobt werden, habe ich in meinem volkskundlichen Werke „Die Sollinger“¹⁾ eingehend geschildert. Sie sind mehr oder weniger auch im Leinetal und darüber hinaus bekannt. So ist der mystische Matthiasgante des Sollings (beschrieben in den „Sollingern“) bis in die Umgegend von Meinersen (Kreis Gifhorn) gelaufen. Dort

¹⁾ Berlin 1924, Deutsche Landbuchhandlung.

habe ich mir vor Jahren auch die folgenden beiden Liebesbräuche angemerkt: Nachdem das „Gantgenlapan“ in der Spinnstube erledigt war, holte man ein Sieb herein, und die Mädchen forderten die Knechte auf: „Vu de Mützen 'rin!“ Die Mützen fliegen vom Kopfe, die Mädchen sammeln sie ein, tun sie in das Sieb und sieben sie gehörig durcheinander. Dem Glücklichen, dessen Mütze zuerst herausfällt, wird von allen Seiten zugerufen: „Du kriegst an ersten 'ne Fru!“ Dann wird weiter gesiebt, bis eine Mütze nach der anderen herausgefallen und das Sieb leer ist. Darauf sammelt ein „Knecht“ die Kopfbedeckungen der Mädchen ein und siebt sie in der gleichen Weise. Das Mädchen, deren Mütze oder Tuch zuletzt herausfällt, muß natürlich am längsten auf einen Mann warten.

Der andere Brauch: Ein Tisch wird mitten in das Zimmer gestellt und mit allerlei Gegenständen belegt: Nachtmütze, Stiefelknecht, Erbschlüssel, Kranz, Salz, Asche und dergleichen mehr. Mit einer Ausnahme werden allen Knechten und Mädchen die Augen zugebunden. Nur einem Burschen oder Mädchen bleiben sie frei, denn er oder sie hat das Spiel zu überwachen und alle nacheinander zum Tisch zu führen, wo nach einem daraufliegenden Gegenstande zu greifen ist. Wer die Nachtmütze faßt, wird keine reine Jungfer zur Frau, oder keinen Junggesellen zum Manne bekommen. Noch schlimmer, wenn das Mädchen

auf das Salz trifft. Reden wir nicht darüber, wenden wir uns lieber dem Kranze zu, der Hochzeit bedeutet, oder dem Stiefelknecht, der ansagt, daß er oder die Betreffende im späteren Eheleben die Herrschaft im Hause führen wird. So hat jeder Gegenstand seine besondere Bedeutung. Ist der Tisch leer, so werden die Augen frei gemacht, und jeder weiß nun, welches Los ihm für die Zukunft bestimmt ist.

Über alle Liebeslust hinaus hörte ich oft warnen:

„Schönheit kann die Augen füllen,
Über nicht den Hunger stillen.“

Was sagte jene Stiftische Dirn, als sie ge-neckt wurde, weil der Bursch, auf den sie rechnete, ihr gelegentlich einer „Musik“ achtlos ein anderes Mädchen vorzog? „Lat't 'n man hüppen, terlegt (den letzten Tanz) danzete met meck, un denn gah we nah Sius, denn eck herw'n Hoff — un hei hät keinen.“ Und richtig kam es so. Er brachte sie nach dem letzten Tanze nach Hause und — heiratete hinein.

Wie der richtige Bauer überhaupt im Ernst-falle über das Heiraten denkt, dafür eine drastische Äußerung aus dem Dorfe S. im Sildes-heimischen. Ein wohlhabender Bauer daselbst, der sein ganzes Besitztum, einen schönen großen Bauernhof mit allem Drum und Dran, erheiratet hatte und (soll man sagen trotzdem?) in glücklicher Ehe lebte, faßte seine Lebensweisheit in

folgende Worte: „Boin Freiin mott 'n reell denken, sau eis eif Sei jetz segge: Giut gefreustücket is giut for'n ganzen Dag, giut ingeslachtet is giut for't ganze Jahr; giut gefreit is giut for't ganze Lieben (Leben).“ Da der Gast, zu dem er so sprach, ein Kantor war, fügte er mit einer einladenden Geste hinzu: „Kumm, Köster, wei willt dat ierste daun!“

Die Frau hatte den Tisch bereits gedeckt, ganz gehörig natürlich, und es zeigte sich, daß sie ihrem Manne nicht nur großen Reichtum, sondern auch ein gutes Herz zugebracht hatte.

„Serr Schmidt, Serr Schmidt,
Was friegt das Mädél mit?“

ist eben doch nicht nur ein allgemein bekannter Tanz, sondern eine allgemeine Lebensfrage, nach der in der Regel gehandelt wird, übrigens in der Stadt wohl doch auch.

Aber der Dorfhumor oder Dorfwitz, lieber möchte ich sagen, die echte, naive Liebe nimmt diese Kardinalfrage nicht so schwer, wie der Bauer sie sonst zu nehmen pflegt. Ein wohlhabendes Mädchen sagte: „Eck nühme 'ne doch, un wenn hei keine Hose an M . . . hät, — wenne mant gaut is!“ Und in diesem Sinne mag auch wohl das Wort aufzufassen sein:

„Sundert Doaler in Armen,
Dei kann man erwarben;
Sundert Doaler in der Slippen,
Dei kann man verwippen.“

Der Galgenhumor bemächtigte sich der Mitgiftsfrage in folgendem Dialog, den ich in der Gegend von Northeim hörte:

„Gün Dag, Wilhelm.“ — „Gün Dag, August.“ — „Wo geht 't?“ — „Na, wo fall't gahn.“ — „Na, dau man nech sau! Döu wutt ja woll freggen, as se segget?“ — „Dat werd'r woll tau komen.“ — „Süh an! Wo vele kriegt 't denn mee?“ — „Ne munkelt von veruntwintig Dalern!“ — „Nöu fuck, da häste ja in 'n Glückspott egrepen.“ — „Ja.“ — fügt Wilhelm nun wichtig hinzu — „man munkelt saugar von — fiefuntwintig Dalern.“

Der Sagesstolz erfreut sich natürlich im allgemeinen keiner besonderen Beliebtheit. Zwischen dem Hildesheimer Wald und den Sieben Bergen ruft man ihm nach: „Dä mott de Ürgen ut Jerusalem flappen.“ Bei einer ältlichen Jungfer dagegen heißt es: „Dä mött de Befittchen¹⁾ heuen!“

Wie nun die Liebe manchmal im Ehestande aussieht, das veranschaulicht uns eine Schnurre, mit der diese unverfälschten Aufzeichnungen aus dem Volksmunde abgeschlossen seien:

An einem schönen Sonntagnachmittag im Winter, als gerade der Schnee so schön backt, geht der Herr Pastor an der Scheune eines

¹⁾ „Befittchen“ sind Gänse, die die Flügel hängen lassen. Andre meinen Flöhe. Ürgen sind Kröten.

seiner Pfarrkinder vorbei und sieht, wie der Bauer seine Frau an das Scheunentor gebunden hat und sie unausgesetzt mit Schneebällen wirft. „Um Gotteswillen, Kinder, was macht ihr denn da?“ „O, Herr Pastor,“ antwortet der Mann, „wi maket blot Spaß: bale drepe eck öhr, denn freue eck meck; bale smiete eck vorbe, und denn freut sei seck.“¹⁾

Der gereizte Vollmeier

Das war in einem der reichsten Dörfer des Bezirkes Hildesheim. Eine stattliche Zahl von schweren Großbauern, Vollmeier genannt, saß da, und unter ihnen ein Seelsorger, der es mit seinem Amte überaus ernst meinte, manchmal einen geradezu fanatischen Eifer aufbot, um den Seelen der schweren Bauern beizukommen. Einer der Gewichtigsten war der Vollmeier Knolle, der kraft seines Ansehens und seiner stählernen Sinnesart schon zum zweiten Male zum Kirchenvorsteher gewählt war.

Nun hatte Knolle eben seinen zweiten Jungen taufen lassen, und nach der allgemeinen Sitte hätte die Mutter des Täuflings mit zur Kirche kommen müssen, um dort eingesegnet zu werden. Dies um so mehr, wie der Pastor

¹⁾ Wir machen bloß Spaß: bald treffe ich sie, dann freue ich mich, bald werfe ich vorbei, und dann freut sie sich.

meinte, als gerade die Frau des angesehenen Kirchenvorstehers in erster Linie mit einem guten Beispiele vorangehen mußte. Aber Mutter Knolle fühlte sich noch krank und erschien deshalb nicht zur Einsegnung in der Kirche.

Empört darüber donnerte Sonntags der Pastor von der Kanzel, daß ein Mann der Gemeinde, der Kirchenvorsteher sei, es anscheinend seines Reichthums wegen nicht mehr für nötig hielt, sich der frommen Sitte zu beugen. Solch schlechte Beispiele sollten indes in der Gemeinde nicht einreißen. Und dergleichen mehr.

Der Pastor hatte keinen Namen genannt, die Leute verstanden jedoch sogleich, wen er auf dem Korn hatte, und alle Mittagsmahlzeiten dieses Sonntags wurden mit dem Pfeffer der Predigt gewürzt.

Vollmeier Knolle ahnte noch nichts, denn er war an diesem Morgen nicht in der Kirche gewesen. Seiner Frau wurde es zwar hinterbracht, doch scheute sie sich, dem Manne davon Mitteilung zu machen; denn sie kannte ihren Vollmeier und wußte, es würde ein helles Ungewitter geben, wenn er von der Predigt erführe. Sie war eine friedliche und nachsichtige Natur und ging ohne Wissen ihres Mannes zum Pastor, ihm auseinanderzusetzen, warum sie nicht hätte zur Kirche kommen können, wurde aber von dem Geistlichen schroff abgewiesen.

Am nächsten Sonntagnachmittag geht Vollmeier Knolle zum üblichen Sonntagssohlospiel ins Gasthaus. Man sieht ihn mit einer gewissen Spannung an und macht allerlei versteckte Anspielungen. Einer haut mit dem Pifbuben auf den Tisch und sagt: „Da haste den Segen!“

Der Vollmeier wird allmählich aufmerksam und fährt plötzlich heraus: Was das eigentlich für ein Geschwätz wäre, das da in der Stube herumginge, und was es mit dem Kirchensegen auf sich hätte, mit dem nun schon fünfmal aufgetrumpft worden wäre und wobei ihn alle so eigentümlich ansähen?

Da werden die Spielgenossen etwas deutlicher, als rechte Vorsichtskrämer indes nicht deutlich genug. So wirft Knolle plötzlich die Karten hin, steht auf und greift zur Mütze. Das wollte er denn doch erst mal genauer feststellen, und geht strammen Schrittes nach seinem Hofe, an dessen Ecke ihm eine mehrhundertjährige Eiche etwas zurauscht, was er aber auch nicht recht versteht. Also ins Haus und zur Frau, die sich wieder zu Bett gelegt hat und über Schmerzen klagt. Da kann sie nicht anders, da muß sie ihm alles erzählen.

So, sagt er und spuckt kräftig aus, nun wisse er Bescheid, und das solle dem Pastor seinen Hals kosten. Sagt und versichert er auch, als er ins Wirtshaus zurückkommt und seinem Spielvertreter die Karten wieder abnimmt.

Am andern Tage fährt Vollmeier Knolle zum Superintendenten, dem er aus empörter Brust den Vorfall berichtet. Das solle ihm den Hals kosten, ereifert er sich auch hier wieder.

Der Superintendent wackelt mit dem Kopfe und sucht zu vermitteln. Da der Bauer aber vom Vermitteln nichts wissen will, verspricht der hochwürdige Herr, dem Pastor wegen der Scheltpredigt einen Verweis zu erteilen.

„Verweis? Was ist das?“ braust Knolle auf. Und da er bei dem Oberhirten nicht mehr erreichen kann, fährt er andern Tages stracks nach Hildesheim und erkundigt sich nach dem allerersten und allerbesten Advokaten, den es da gäbe. „Saare maute up 'n Zähnen heben!“¹⁾ macht er zur Bedingung. Der „kniffligste“ müsse es sein. Aufs Bezahlen solle es ihm in diesem Falle wahrhaftig nicht ankommen.

So bringt man ihn denn auch an einen, der lauter scharfe Messer hat, und von dem läßt Knolle sich einen Bericht aufsetzen, der in der Hölle gepfeffert und direkt ans Konsistorium in Hannover gerichtet ist.

Das Konsistorium nimmt den Bericht zur Kenntnis, überlegt, erwägt und ordnet an, es solle ein Verhandlungstermin beim Superintendenten stattfinden.

Nun gut denn! Man wird ja sehen, was dabei herauskommt. Der Vollmeier also wieder hin zum Superintendenten, und Mutter Knolle

¹⁾ Saare muß er auf den Zähnen haben.

muß diesmal auch mit, so sehr das gegen ihre Natur ist. Ein Konsistorialrat aus Hannover ist inzwischen auch angekommen, ebenso der verklagte Pastor. Und so beginnt denn nun die Verhandlung. Konsistorialrat und Superintendent wetteifern miteinander, um den Zwiespalt auszugleichen und Frieden zu stiften. Die Frau wäre ja gerne bereit, wie man ihr wohl ansieht, in die dargebotene Hand einzuschlagen; der Vollmeier aber bleibt unbeweglich. Von Vermittlung will er nichts wissen, ganz und gar nicht; von Frieden ebensowenig. „Sei maüt afesettet wären!“¹⁾ ist sein A und O. So einen Pastor, der von der Kanzel wie ein bissiger Hund belle, könnten sie nicht gebrauchen. „L& kann von Hoff und Sus nech erwieken (weichen), awer dei Pastor kann met'n Möwelwagen ut Silmesse (Sildesheim) owerall hennekomen!“

Der Konsistorialrat macht dem grimmigen Manne klar, daß von Absetzung keine Rede sein könne, und der Superintendent gibt seine sanftesten Töne dazu, während der Pastor mit unbeweglicher Miene dasigt.

Dann solle er von der Kanzel das Gesagte widerrufen und vor der ganzen Gemeinde Abbitte tun, läßt sich der Bauer endlich erweichen. Der Superintendent hebt beschwörend die Hände, und der Konsistorialrat ist auch der Meinung, daß das zu viel verlangt sei, da eine

¹⁾ Er muß abgesetzt werden.

solche Buße die kirchliche Autorität erschüttern müsse.

Knolle macht einen Schritt hin, einen her, wirft einen wetternden Seitenblick auf den Pastor und grunzt etwas in den Bart. Dann stößt er seine Frau an und heißt sie mit hinauskommen: Sie wollten sich die Sache draussen überlegen.

Gut denn, die Geistlichen atmen auf. Und da draussen läßt Knolle dann die Herren, die von Zeit zu Zeit ängstlich durch die Türspalte lugen, beinahe eine volle Stunde warten.

Endlich ist er mit sich und der Mutter eins, und sie gehen wieder in die Stube, wo alle drei sehr gespannte und sehr freundliche Gesichter machen. Knolle sieht dem sündigen Geistlichen fest ins Gesicht und ruft: „Komen Sei mal her, Herr Pastor!“

Der Pastor steht auf, muß aber ganz nahe vor den Bauern hintreten.

„Geben Se meck Öhre Sand.“

Der Pastor reicht sie, heftig schlägt der Bauer ein und sagt: „De Seiland hät eseggt: Geh hin, mein Sohn und sündige hinfort nicht mehr!“ Darauf dreht er sich kurz um. „Kumm, Mutter, un hatchöh.“ Und weg gingen sie.

Wie Exzellenz dreimal vorbeischoß

Zu der glorreichen hannoverschen Zeit war das, als König Georg V. noch auf seinem

Throne saß. Irgendeine hochmögende Erzelenz wollte ganz für sich einen Hirsch schießen und wurde vom Hofjagdamte in Hannover an den Segemeister Kahle gewiesen, der seinen Bezirk am Deister hatte. Der „dicke Kahle“ wurde er genannt, weil es auch noch einen dünnen gab, nämlich seinen Bruder, der das Forsthaus Lakenhaus im Sollinge innehatte und von dem heute ebenfalls noch mancherlei kräftige Geschichten im Volksmunde leben.

So unähnlich beide Brüder sich in körperlicher Hinsicht waren, so sehr glichen sie einander in ihren Charaktereigenschaften und Neigungen. Mit Leib und Seele ihrem Berufe hingegeben, waren beide weithin berühmt als große Schweifhundzüchter und als — saugroße Kerle.

Auch „Bullen-Kahle“ wurde der „dicke“ gelegentlich wohl genannt. Als er nämlich noch Förster in der Lüneburger Heide war, hatte er einen Wald zu betreuen, nach dem ein kürzerer Stieg über die Weidenkoppel führte. Er wurde aber vor diesem Richtwege gewarnt: Auf der Koppel war ein bössartiger Bulle, der schon manchen arglos Daherkommenden in Lebensgefahr gebracht hätte.

Kahle hob seinen dicken Eichenheister und versicherte: „Dei Bulle deit meck nitz!“ und ging unbekümmert den Steig, vor dem er gewarnt war.

Als nun der Bulle den grünen Mann daher-

Kommen sah, hob er den Kopf, juchte, so unheimlich nur ein Bulle juchen kann, und stürmte grimmig auf ihn los.

Kaltblütig ließ Kahle ihn anrennen, sprang aber im kritischen Augenblicke so geschickt zur Seite, daß der Bulle vorbeistob. Ein jäher Griff, und Kahle hatte ihn beim Schwanz, ließ sich mitziehen und ging nun seinerseits zum Angriff über. Er wälzte ihn mit seinem dicken, grünen Lichenheister so kräftig durch, daß es weit in die Heide hinausballerte. Und als er endlich aufhörte und losließ, sah sich der Bulle nicht mehr um, sondern flüchtete im Gefühl gänzlicher Geschlagenheit gedemüthigt zu seinen Gesponsen zurück.

Seitdem konnte Kahle ungefährdet über die Weidekoppel gehen, der Bulle riskierte keinen Angriff mehr.

Dieser „Bullen-Kahle“ also erhielt, als er Segemeister am Deister war, den Auftrag, Sr. Excellenz einen Hirsch zuzutreiben, und er unterzog sich der ehrenvollen Aufgabe im vollen Gefühl seiner weidmännischen Erfahrung und Verantwortlichkeit. Excellenz waren, wie man wußte, kein großer Jäger vor dem Herrn, ihre Genugthuung, der Obhut eines so bewährten und allgemein anerkannten Jagdhüters anvertraut zu sein, daher um so größer. Die Bullengeschichte zumal erfüllte sie mit einem Heidenrespekte vor dem starken Manne, wenn auch nur stiller und versthöhlenerweise.

Kahle stellte den hochmögenden Herrn natürlich an dem besten Orte auf, den er wußte und gab ihm die nötige Anweisung. „Be düßer Beuiken (Buchen)“, sagte er platt, wie gewöhnlich, „stellt hei seck hen, Erzellenz, und doort, wo dat Water fluckert und dei wille Beerbam steiht“ — er zeigte nach der Richtung — „kümmt de Hirsch.“

Damit geht er, den Hund an der Leine, durch den Hochwald ab, um hinter den Hirsch zu kommen, der dann also bei dem fluckernden Wasser und dem wilden Birnbaume herausflitzen soll.

Alles geht, wie Kahle es vorhergesagt hat; zu der fraglichen Zeit fällt auch richtig ein Schuß und noch einer.

„Aha,“ denkt der Hegemeister, „da werd hei nöü woll leggen,“ und geht strammen Schrittes nach dem fluckernden Wasser zurück. Nichts von einem toten Hirsche ist zu sehen, nur die etwas hilflose Gestalt der Erzellenz ragt da vom Boden auf.

Kahle macht große Augen und fragt: „Nanu, Erzellenz, wo is de Hirsch?“

„Ja,“ sagt der Schürze, seine Verlegenheit meisterlich verbergend, „den habe ich unbedingt getroffen, es kann gar nicht anders sein, und er muß da wohl auch irgendwo liegen.“

Kahle macht sich mit seinem Hunde auf die Suche, kommt wieder zurück und sagt eisig: „Den Hirsch hätte nech edropen (getroffen)!“

Nun, ist's nicht dieser, ist's vielleicht jener. Und Kahle führt den etwas verschämten Herrn in halbstündigem Marsche durch Busch und Braak nach einem Orte, wo er ebenfalls einen kapitalen Hirsch stehen hat.

Wieder lautet seine Anweisung, allerdings schon mit etwas weniger respektvollen Worten: „Segger bi den drei Sainebeuiken (Sainbuchen) blift hei stahn, un doort, bi den krummen Holtappelbäumen, da kümmt de Hirsch!“

Im Fortgehen wendet er sich nochmals bedächtig um, winkt mit dem Eichenheister, den er immer in der Hand hat und mahnt nachdrücklich: „Erzellenz, nöu scheiten Se awer nech weer vörbi!“ Geht darauf wieder mit seinem Hunde ab, um den Hirsch zu treiben, der eine Viertelstunde weit im „kalten Grunde“ steht.

Richtig kommt nach einiger Zeit der angesprochene Hirsch an der bezeichneten Stelle bei dem Holzapfelbaume heraus. Bauz! Bauz! Und nochmals: Bauz!

Ja, Prostemaßzeit! In einem schönen großen Bogen saust der Hirsch um die gefährliche Erzellenz herum und davon.

Kahle kommt zurück, merkt gleich, daß Erzellenz, die sehr viel Worte macht, trotz der drei Schüsse abermals gefehlt hat, brummt nur so einiges vor sich hin und sagt weiter nichts.

Aller guten Dinge sind drei, denkt er dann

und führt den unglücklichen Schützen in einem scharfen, einständigen Marsche über Berg und Tal an das Zwergenloch, stellt ihn hier an und braucht ganz die gleichen Worte wie vorhin: Da solle „hei“ sich hinstellen, und dort käme der Hirsch. Aber diesmal wendet er sich zweimal um und warnt, indem er den Eichenknüppel in die Höhe hält: „Seiht Sei düssen Eichenheister, Erzellenz? Dat will 't Se seggen: Scheitet Sei weer vörbi, denn söllt Se awer mal seihn . . .“

Es sollte ein derber Scherz sein, wie er seiner Art und Weise entsprach, klang aber jedenfalls grob genug.

Noch eine drohende Bewegung mit dem Eichenheister, und Hund und Segemeister sind wieder im Dickicht verschwunden.

Alles geht wie vorhin, denn das wäre das erstemal gewesen, daß es bei Kahle nicht geflappt hätte: Der Hirsch kommt, der Schuß fällt, noch einer fällt und noch einer; doch aber wer nicht fällt, das ist der Hirsch.

Als Kahle dann nach dem Zwergenloche zurückkommt, ist nicht nur der Hirsch, sondern auch der Schütze verschwunden.

„So! Rüd! So! Erzellenz, wo is hei?“

Kahle sieht die alten Hainebuchen an, sie schütteln nur leise die Köpfe.

Erzellenz war und blieb wie vom Erdboden verschwunden. Erzellenz hatte es wohl nicht erst auf die nähere Bekanntschaft mit dem Eichenheister ankommen lassen wollen.

Nie wieder, so lautet die glaubwürdige Überlieferung, soll Seine Exzellenz versucht haben, mit dem Segemeister Kahle einen Hirsch zu schießen.

Der unerschütterliche Kantor

Der alte Kantor Duensing zu Söhrehagen in der Lüneburger Heide war seinerzeit der bekannteste Mann weit und breit, nicht allein wegen seiner tüchtigen Lehre, sondern vielmehr noch wegen seines unerschütterlichen Gleichmuths; es konnte ihn nichts aus seiner Ruhe bringen, mochte geschehen, was da wollte. Selbst wenn er eine gehörige Tracht Schläge austeilte, was dazumal noch zu den täglichen Selbstverständlichkeiten in der Schule gehörte, verlor er seine Gemütsruhe nicht, er schlug dann einfach nach dem Takte:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Einmal hatten sich einige Leute, die wohl noch nicht ganz trocken hinter den Ohren waren, einen riesigen Spass ausgedacht, um den Alten auf alle Fälle mal aus der Ruhe zu bringen. Sie wußten, daß er oft nach dem Krüge kam, um dort die Zeitung zu lesen oder das Neueste zu hören. Eine solche Gelegenheit ersehen sie und praktizierten ihm heimlich einen Schuß Pulver in den Pfeifenkopf.

Der Kantor saß im Lehnstuhl, den der Krüger immer eigens für ihn hinzustellen pflegte, las die Zeitung und schmökte arglos seine Pfeife. Baug — flog der Pfeifenkopf in Scherben in die Luft.

Kuhig, zum Glück auch unversehrt, guckte der alte Herr hinterher und sagte nur: „Sühmal, dat Ding schütt ja ok!“ —

So unerschütterlich war des alten Seidenkantors Ruhe, daß sie selbst bei den Ereignissen im Jahre 1848, als alles drunter und drüber ging, keinen Augenblick aus dem Gleichgewicht kam. Der hitzige Pastor war darüber so aufgebracht, daß er seinen Kantor eines Tages beim Konsistorium „wegen allzu großer Ruhe“ verklagte. Der Bescheid darauf ist übrigens nicht bekannt geworden. —

Eines Tages nun, als auf dem Schloßhofe die Fenster eingeschlagen wurden, saß der alte Kantor wieder einmal ganz für sich allein im Krüge, las die neuesten Nachrichten und schmökte seine Pfeife. Man braucht jedoch nicht zu denken, daß er als ständiger Gast im Krüge das Geistige auch im Glase gesucht hätte; im Gegentheil, er trank keinen Tropfen, und der Wirt nahm's ihm nicht übel, daß er nichts verzehrte. Er war ja bei ihm noch in die Schule gegangen und mit mancher ehrlich verdienten und reichlich bemessenen Tracht Schläge nach Hause gekommen; wie nun auch seine Kinder schon wieder bei dem Kantor zur Schule gin-

gen. Er hatte also alle Ursache, dem alten Manne dankbar zu sein und ihn gastfreundlich aufzunehmen. —

Also, was ich sagen wollte: eines Tages, im Jahre 48, saß der alte Kantor in der Krugstube und hatte eben das Wochenblatt beiseite gelegt, als zwei fremde Gesellen, die Mütze schief auf dem Ohr, in die Stube traten, sich höllisch in die Brust schmissen und sehr herrisch zu trinken verlangten. Wie sie hörten, daß der weißhaarige alte Herr in dem langen schwarzen Schossrocke der Dorfkantor wäre, blinzelten sie sich spöttisch zu und fingen an, während sie sich tüchtig zuprosteten, auf alles zu sticheln, was einem würdigen alten Kantor hoch und heilig sein mußte. Revolution wäre jetzt, prahlten sie, da müßten alle Fenster eingeschlagen, alle Könige aufgehängt, müsse überhaupt gründlich aufgeräumt werden. Auch der liebe Gott, der's immer mit den Großen hielte, solle sich nur in acht nehmen, daß man ihn nicht mal an einem Simmelsloche erwische und wegpuste.

Dabei schielten sie immer wieder nach dem Kantor hinüber, um festzustellen, was für ein Gesicht er wohl dazu mache.

Aber der alte Herr guckte ruhig vor sich hin, als hätte er gar nichts gehört und schmökte seine Pfeife.

Da fingen die beiden Prahlhänse von den Kirchen an, die alle zu Wirtshäusern eingerichtet werden müßten. Der alte Petrus könne

ja dann die Branntweimbrennerei und die Kegelbahn übernehmen und von den Pastoren und Kantoren den Ausschank besorgen lassen.

Der alte Kantor wippte noch nicht einmal mit dem Fusse, saß ruhig da und schmökte seine Pfeife.

Nun mußte die Bibel herhalten, das Paradies wurde verspottet, selbst über die Sintflut Spott und Hohn ausgegossen. Der Kantor fing eine Fliege, sah mit ununterbrochener Ruhe vor sich hin und schmökte seine Pfeife.

Jetzt konnten's die Burschen aber nicht länger aushalten und rückten dem Kantor näher auf den Leib. Er wäre doch auch so 'n bißchen von der Geistlichkeit, redeten sie ihn an, ob er ihnen denn nicht sagen könne, wie Noah das wohl angefangen hätte, daß er alle Tiere in seinen Kasten kriegte?

Ganz gemächlich nahm der Kantor nun seine Pfeife aus dem Munde und antwortete: „Ja, das will ich euch wohl sagen. Die Tiere haben nämlich alle so 'ne Ahnung gehabt, daß die Sintflut kommen würde, und sind darum gern und von selbst hineingegangen, als Noah die Türen aufmachte. Bloß zuletzt waren da noch so zwei ganz dumme Esel, die nicht hereinwollten. Die faste Vater Noah denn bei den langen Ohren (der Kantor war aufgestanden und hatte jeden Bengel recht herzhast bei den Ohren gefast), also, die faste Noah bei den langen Ohren und rief, als donnerte es: ‚Will je woll herrin, je alen dösigen Esel!‘“

Indem stieß der Kantor die Thür auf und zog beide Burschen mit zäher Kraft hinaus auf die Straße, wo's in diesem Augenblicke gerade zu pladdern anfang, als wäre die Sintflut noch einmal angebrochen.

Warum Sattlers Dierk aus
Frehlse nicht mehr nach
Aulenro kommen durfte

Die Aulenroer, übrigens die bravsten Leute von der Welt, liegen mit ihrem kleinen Dorf im nördlichsten Bergkessel der Weper, einem Vorberge des Sollings, also beinahe aus der Welt. Kleines Dorf, ganz kleine Kirche und ganz kleiner Horizont, — sagt eigentlich alles, was zur Charakteristik der guten Einwohner von Aulenro etwa anzuführen wäre.

Wer aus dem Leinetale nach der Weper kommt, fühlt sich unwillkürlich in herablassender Stimmung. Wenn die Weperleute das merken, und sie merken so was in ihrer großen Empfindlichkeit überaus leicht, vergeht ihnen natürlich die gute Stimmung, und sie verstehen keinen Spaß mehr.

Deshalb war ihnen auch Sattlers Dierk, der von Frehlse den Berg heraufkam, um in den Aulenroer Bauernhäusern zu sattlern, trotz seiner Geschicklichkeit schon immer etwas ärgerlich gewesen. Als er eines Tages gar mit der Nachricht kam, auf dem Glockenborne, einem

einsamen Gehöft auf der Weper, gäbe es billiges Fleisch, da ein dortiger Ochse einen „Kepebusch“¹⁾ verschluckt hätte, sahen sie ihn schon mit sehr verfrorenen Gesichtern an. Diejenigen aber, die den Scherz nicht gleich begriffen hatten, des billigen Fleisches wegen nach dem Glockenborne gelaufen waren und dort erst den Witz erkannten, wurden geradezu schon feindselig gegen ihn und trachteten danach, ihm gelegentlich in gerechter und nachdrücklicher Weise heimzuzahlen.

Aber was dann kam, setzte denn doch allem die Krone auf. Sattlers Dierk selbst erzählte eines Tages die folgende Geschichte: „Als ich gestern früh aufstand und mich gewaschen hatte, guckte ich so 'n bißchen über die Sekretür zur Weper hinauf. Es war noch früh, aber der Buchfink schrie schon nach den Krüzebeeren, und im Kornfeld rief die Wachtel: ‚Süh deck mal, süh! Süh deck mal, süh!‘

„I, denke ich, was mag die Wachtel da wohl sehen? Ich gucke auf und traue meinen eigenen Augen nicht. Etwas höchst Seltsames seh' ich den hohen Stieg an der Weper herabkommen: Zwei Männer tragen etwas auf den Schultern, das nicht leicht zu sein scheint. Ich kann erst gar nicht recht Flug daraus werden. Je näher sie herabkommen, desto deutlicher wird es, und desto mehr sehe ich es auch wackeln. Mein Gott

¹⁾ Flachsraufe, womit die Knoten vom Flach abgerissen werden.

im Himmel, was ist denn das bloß, was die beiden Männer tragen? Das sieht ja aus wie eine Kirche! Allmählich erkenne ich auch die Männer. Der lange Kniep ist es und der kurze Idal, die beiden Kirchenvorsteher von Aulenro nämlich.

Nun kriegst du dich aber! Ich traue immer noch meinen Augen nicht, wische sie mir darum nochmals gründlich aus. Wie ich wieder hingucke, sehe ich denn ganz deutlich, sie haben die Aulenroer Kirche auf den Schultern.

Ich stehe da vor meiner Heketür, und mir ist der Mund so groß geworden, daß er beinahe die ganze Oberklappe ausfüllt, und mir bricht allmählich der Angstschweiß aus, denn jeden Augenblick muß ich denken: Jetzt liegt sie da, die schöne Kirche!

Aber der Kirchenvorsteher Idal hat nicht umsonst drei fette Schweine geschlachtet; er wankt nicht und weicht nicht, und selbst als er einmal ein bißchen ins Stolpern kommt, weiß er die Kirche noch im Gleichgewicht zu halten. Dabei kommt ihm allerdings zugute, daß der lange Kniep sich an den steileren Stellen des Weges erheblich kleiner machte, als er war.

Endlich sind sie so weit, daß sie mich hören können. Ich winke also und frage: „Mein Gott, Menschen, wo wollt ihr denn mit der Kirche hin?“

„Nah Einbeck“, rucht der lange Kniep, und der dunkelrotschwänzende Idal setzt erklärend

hinzu: „We willst se wittchen laten!“ Sie wollten also die Kirche in Einbeck weißer lassen.

Na, sie kamen ja nun bei Kleinem auf ebeneren Weg; aber einen Riß hatte die Kirche bei der Wackelei doch bekommen, den man noch heute an ihr sehen kann, denn er ließ sich leider nicht verkleistern.“ —

Das war also die Geschichte, die der phantasievolle Sattler aus Frelse erzählte. Junge, Junge, wenn sie dich jetzt in greifbarer Nähe gehabt hätten! Aber da sie ihn nicht hatten, wollten sie ihn auch durchaus nicht wiederhaben, und es wurde einmütig beschlossen: Der Frelsesche Sattler dürfe nicht wieder ins Dorf kommen, oder es sollte ihm schlecht gehen. Und seitdem darf er denn auch in Nulentro nicht mehr sattlern. Das hat er davon.

Das große Franzosenmesser

Das war in der „französischen Zeit“, wie unsere Großeltern manche ihrer Erzählungen einzuleiten pflegten. Die Franzosen gebärdeten sich, wie heute, als die übermütigen Herren im Lande, und die Deutschen mußten sich arg ducken, weil ihnen damals ebensowenig wie heute bewußt geworden war, wie mächtig ein Volk sein kann, wenn es einig ist. Nun wurde in Wisbergholzen zwischen Sildesheimer Wald

und den Leinebergen trotz der drangsalvollen Zeit Kircesmusik abgehalten. Die alte Sitte, seit Jahren ruhend, sollte endlich einmal wieder zu ihrem Rechte kommen. Man wollte doch auch nicht immer Trübsal blasen, es vielleicht dem französischen Ungeziefer zum Trotz erst recht nicht tun.

Man hoffte, ganz unter sich zu bleiben und wurde arg enttäuscht. Obgleich ungebetene Gäste, stellten sich die Franzosen ebenfalls auf der Kirces ein und traten nach ihrer Art überaus hochmütig und herausfordernd auf. Der Groll der Deutschen auf der einen und der freche Übermut auf der anderen Seite führte natürlich bald zu Reibereien, die um so nachhaltiger wurden, als die Franzmänner es absichtlich darauf anlegten, den jungen Knechten die Mädchen abspenstig zu machen.

Wie nun der so entstandene Konflikt in Tätlichkeiten auszuarten droht, zieht einer der Franzosen seinen langen scharfen Säbel, legt ihn herausfordernd auf den Schenktisch und stellt sich gewichtig daneben. Das sieht ein stämmiger Bauer, dem das Blut darüber zu wallen anfängt. Er geht fort und kommt sehr bald mit einer dreizinkigen Grepe (Mistgabel) zurück, Die legt er neben den Säbel auf den Schenktisch und sagt: „Wo 'n grat Mess is, da mott aß 'ne grate Gabel sien!“¹⁾

¹⁾ Wo ein großes Messer ist, da muß auch eine große Gabel sein.

Der Franzose stutzt. Er merkt, daß mit dem Bauern und seiner Gabel nicht zu spaßen ist. Seine Gebärden werden jedenfalls erheblich matter, er wartet noch ein Weilchen und — steckt den Säbel behutsam wieder in die Scheide.

An diese Geschichte muß ich oft denken, wenn Poincaré wieder mal eine seiner verlogenen Segreden gehalten hat. Leider ist kaum anzunehmen, daß wir die Franzosen heute noch mit der Mistgabel klein kriegen könnten. Möchten dann doch wenigstens unsere Staatsmänner nicht unterlassen, neben den ewig rasselnden großen Redesäbel Poincarés eine nicht minder große deutsche Redegabel zu legen; denn — wo ein großes Messer ist, da muß auch eine große Gabel sein!

Diesmal hat's geholfen

Die Hannoveraner und Westfalen sind Abkömmlinge eines und desselben Volksstammes; solltest du aber nun glauben, ein Unterschied zwischen einem Hannoveraner und einem Westfalen bestände nicht, so wärest du doch sehr im Irrtum. Ein Grenzrain ist jedenfalls immer noch da, wenn auch gerade kein äußerlich sichtbarer. Wie im großen, so im kleinen.

Zwischen dem hannoverschen Dorfe Haselhorn und dem westfälischen Wegholm stand ein

Grenzstein, der auf der einen Seite ein S (Sannover) und auf der westfälischen ein P (Preußen) hatte. Meistens lag dieser Stein, entweder auf der S-Seite oder auf der P-Seite, je nachdem, ob ein Sannoveraner oder ein Westfale zuletzt daran vorbeigekommen war. Denn wer vorbeikam, pflegte nebenher dafür zu sorgen, daß die seiner Meinung nach richtige Seite „oben“ lag. Einmal kam ein Westfale gerade in dem Augenblick hinzu, als ein Sannoveraner den Stein so gewendet hatte, daß die S-Seite oben war. Der Westfale ärgerte sich darüber und versuchte den Stein alsbald wieder umzuwenden, was natürlich den ganzen Zorn des Sannoveraners ansachte. Er wehrte dem Westfalen, indem er ihn anschnob: „Kirl, wat wutt du denn, Sannover mött doch haben un Preußen mött doch unnen liggen!“

Kein Wunder, daß Heiraten über die Grenze, wenn überhaupt, nur äußerst selten vorkamen, mögen diese Seltenheiten auch in neuerer Zeit nicht so selten mehr sein wie ehedem.

Eine auffällige Ausnahme war es demnach auch, als „Gieskens Kork“ aus dem Westfälischen ins Sannoversche heiratete. Seinem Wesen nach ein echter Knorren, kam er natürlich schon gleich mit einer bestimmten historischen Voreingenommenheit herein, die sich noch vergrößerte, als er wahrnahm, daß die Gesetze und Bestimmungen im Sannoverschen wesentlich anders waren als in seiner Geburtsheimat.

Gerichts- und Verwaltungsverfahren befanden sich noch in einer Sand, Naturalabgaben aller Art waren zu leisten, alles Überbleibsel einer im Westfälischen bereits überwundenen Zeit. Konflikte entstanden, die auszutragen Gieskens Korl sich vor allem angelegen sein ließ; lag es doch ohnehin in seiner Natur, gegen das „Beamtenvolk“ zu kämpfen.

So gut verstand er das Aufwiegeln, namentlich gegen die mißliebigen Abgaben, daß er zeitweise das ganze Dorf auf seiner Seite hatte. Immer hitziger wurde der Kampf. Die Behörden warnten, erwirkten denn auch, daß die Zahl der Mitstreiter oder vielmehr Mitläufer immer geringer wurde, bis Gieskens Korl schließlich mit seinem Nachbarn allein auf dem Kampfplatze blieb.

Beide hatten nun gemeinsam wiederholt heftige Beschwerden an den Drosten und Landdrosten gerichtet, erst mehrfach abschlägige Bescheide, dann lange gar keine Antwort mehr erhalten.

Da setzte Gieskens Korl nochmal eine Eingabe an den Landdrost auf, die so gepfeffert war, daß sie unbedingt zu einem Erfolge führen mußte, wie er meinte. Auch der Nachbar war dieser Ansicht und unterschrieb mit.

Acht Tage darauf erhält Gieskens Korl eine amtliche Vorladung. Er soll den und den Tag zum Landdrost kommen. Aha, sie beißen also an! ruft er auf den Nachbarhof hinüber. Und

als der Tag kommt, zieht er seinen Langschößigen an, hinten mit zwei großen Knöpfen, setzt seine Quastenmütze auf, nimmt seinen eichenen Knotenstock in die Rechte und stapft am frühen Herbstmorgen darauflos. Sein Nachbar begleitet ihn ein Stück Weges und gibt ihm noch dies und das unter den Fuß, damit er in allen Dingen Bescheid weiß und den Landdrosten mal gehörig in die Enge treiben kann.

Der Tag vergeht, und Gieskens Korl bleibt aus. Der Nachbar ist schon ganz ungeduldig des öfteren um den Hof herumgewandert und hat auf den Weg hinausgesehen, den sein Mitstreiter zurückkommen muß. Das erste Sternlein quittert schon, da kommt er endlich in Sicht, dunkel und dumpf. Wie schwerbeladen stürzt er sich auf seinen Knotenstock und schwankt beinahe etwas bedenklich. Der Nachbar eilt ihm entgegen und ruft: „Na, Korl, wo is et woren?“

Gieskens Korl scheint ihn erst nicht zu sehen und nicht zu hören, kommt langsam und wuchtig heran, stürzt sich auf seinen Knotenstock, blickt wie von oben fast triumphierend auf seinen kleinern Kampfgenossen herab, und dann kommt's langsam mit einer starken Betonung jedes Wortes zwischen seinen Zähnen heraus: „Düttmal hat et hulpen: Ich hewwe veertein, und du häst acht Dage!“¹⁾

¹⁾ Diesmal hat's geholfen: Ich habe 14 und du hast 8 Tage (Gefängnis).

Die Pingelmütze

Grimmig haßte Gieskens Korl besonders den mächtigen Herrn Amtsvogt, und er hätte ihm längst gern eine ausgewischt, als sich eines Tages eine ungesuchte Gelegenheit dazu bot. Sarms Sinnerk, ein armer Teufel, war gestorben, und nach Landessitte mußte ihm aus eigenem Linnen ein Sterbehemd und eine Pingelmütze zum letzten Gange angefertigt werden. Dazu reichte es aber in dem armseligen Haushalte nicht. Ein Hemd hatte man noch mit knapper Not aus dem Eigenem schaffen können, doch für die Mütze fehlte der Stoff ganz und gar.

Gieskens Korl muß die Leiche zum Kirchhof fahren. Er kommt und findet die Frauen, die Hemd und Mütze zu nähen hatten, hilflos und jammernd dasitzen. Sie können sich nicht beruhigen, weil kein Stoff zur Mütze vorhanden ist, soviel man auch in der Wohnung herumsucht. Korl nun, ein Mann der Tat und allen Weinerlichkeiten abhold, erklärt kurz und bündig, auf die Pingelmütze käm's im Himmel wahrhaftig nicht an. „Man rin in den Sarg!“ Und so muß Sarms Sinnerk seine letzte Reise wahrhaftig ohne Pingelmütze antreten.

Nach der Abfahrt kommt es den Frauen erst recht zum Bewußtsein, daß sie sich durch den „Preußen“ haben überrumpeln lassen, man hätte vielleicht doch noch den Stoff zu einer

Pingelmütze gefunden, wenn Gieskens Kork nicht so stürmisch aufgetreten wäre.

Der zufällig im Orte anwesende Amtsvogt hört das Jammern, und da er ein Mann der guten alten Sitte ist, nimmt auch er Anstoß an der zutage getretenen Pietätlosigkeit und beschließt, Herrn Giesken eine gehörige Lektion zu erteilen. Wie der nun zurückkommt, wird er sofort zum Herrn Amtsvogt beordert. Da muß man ja wohl folgen. Sehr amtlich redet der hochmögende Herr mit ihm und betont, wie unrecht es von ihm, als einem aus Westfalen Hereingekommenen, gewesen sei, so die ehrwürdigen Gefühle der Ortseinwohner zu verletzen, und Giesken soll durchaus einen Grund angeben, weshalb er so rücksichtslos gehandelt hätte?

Der Gerüffelte wendet den Priem in seiner Backe mit der Zunge um und antwortet: „Weten Se, Herr Amtsvogt, worümme ick dat dahn hew? Damit Harm Sinnerk, wenn he bawen ankummt, nich för jeden Schnöppenlicker de Müssen to trecken brukt!“

Die „Dynastie Twele“

Nordwärts vom Sollinge, von diesem durch eine breite Talmulde getrennt, von der Eisenbahnlinie Kreiensen — Holzminden — Altenbeken berührt, die jenes Tal durchschneidet, im Westen gleich dem Solling von der Weser um-

spült, erhebt sich auf braunschweigischem Gebiet die lebhafteste Berggruppe des Voglers.

Von seinen Merkwürdigkeiten sei nur hervorgehoben das im 12. Jahrhundert auf dem Auersberge begründete und so berühmt gewordene Kloster Amelungsborn, das in den Schriften Raabes häufig erwähnt wird, wie auch Raabes „Odfeld“ dort zu suchen ist.

Zu Füßen des Vogler, der sich in seinem höchsten Punkte, dem Ebersnackenkopf, bis zu 445 Meter erhebt, liegen stattliche Dörfer von charakteristischem Gepräge, überraschend reich noch an seltsamen Schätzen ursprünglichen Volkstums.

In einem dieser Dörfer nun, in dessen Pfarrhause mein in Frankreich gefallener, unvergeßlicher Sohn Friedrich („Sidus“) ein fröhliches Jugendjahr verlebte, ist die ehrsame „Dynastie Twele“ zu Hause, eine Familie, die im Laufe der Jahre zahlreiche Nebenzweige getrieben hat. Um nun alle diese Twelen, die immer mit Jungen sehr gesegnet waren, unirrbar auseinanderzuhalten, gab man jeder dieser Familien einen handgreiflichen Beinamen, der an irgendeine auffällige Eigentümlichkeit der einzelnen Familienhäupter anknüpft und immer den schlagfertigen Volkswitz zum Vater hat.

Diese erfindungsreiche, lückenlose Beinamengebung charakterisiert aber nicht nur den Volkswitz, sondern bietet uns auch eine sehr anschauliche Lektion für die Wissenschaft der

Sprach- und Namenbildung. Es dürfte darum nicht nur unterhaltsam, sondern auch lehrreich sein, wenn wir diese Beinamen mit ihren Erklärungen an uns vorüberziehen lassen.

Der Stammvater der Twele hinterließ zwei Söhne, den „Seertwele“ und den „Sexenbock“. Der eine war „Gemeineheer“, Kuhhirte, und erhielt davon seinen Beinamen; der andere, der bei Waterloo mitgewesen war und noch bis 1883 lebte, sollte hepen können und galt so sehr als Sexenmeister, daß einmal eine Bauersfrau, bei der's nicht buttern wollte, in ihrem Ärger den Sexenbock herbeiholen ließ. Sie schalt ihn tüchtig aus und versprach ihm 50 Pfg., wenn er die Butter zurecht kriegte. Der Sexenbock nahm die Butterkeule in die Hand, rührte in dem großen Butterbecken herum und hatte die Butter in drei Minuten fertig. Somit war er wirklich der „Sexenbock“. Dann folgt der „Aposteltwele“, der im Gespräch mit anderen ständig zu sagen pflegte: „Die Apostelgeschichte, geschrieben von Lukas . . .“ „Ja döu bist äak säau'n Apostel!“ fiel ihm einer in die Rede, und seither war er der Aposteltwele.

Ein anderer Twele fängt alles mit „Segge mal, Vedder!“ an, heißt darum der „Segge-mal-Twele“.

Dann kommt der große Zweig der „Knurktwelen“, der wieder unterschieden wird in die alten und jungen „Knurke“, während die Mut-

ter die „alte Knurfsche“ heißt. Diese Leute sind nämlich Waldarbeiter in den schönen großen Voglerwäldern, erhielten darum ihre Beinamen von den „Knürken“, d. h. den Auswüchsen oder Ästen der Bäume. Dann folgen der „dicke Twele“, weil sein Leibesumfang das gar nicht unbeträchtliche Leibesmaß der Ortsgenossen um ein wenig übersteigt, „der Schnüffel-Twele“, weil er der Priese huldigt, der „Kruikappel-Twele“, weil er gern „Kruikappel“, eine Sorte kleiner, roter Äpfel, gegessen und einmal gerufen hat: „Eck will awer 'n Kruikappel!“ Dann kommt der „Telichtelacht-Twele“, der gern, also mit Absicht, komisch spricht und einst, als er von der Musterrung unausgehoben nach Hause kam, vergnügt erzählte: „Eck was twei Pund telichtelacht, süst kamm eck beui de Musaren“ (statt Susaren).

Wieder ein anderer Twele bekam seinen Beinamen von dem Spitznamen, den er seiner Ziege gegeben hatte. Als diese nämlich einmal nicht in den Stall wollte, hörte man ihn rufen: „Schiebock, wutte in 'n Stall!“ Seither hieß er „de Schiebock“. — Weil ein anderer seinen Jungen mal mit einem gehörigen Schwarzdornende haute, erhielt er für alle Zeit seines Lebens den Zunamen „Swartdörn-Twele“. Einen Twele nennt man nur mit der Umschreibung: „dä seuine Mutter efregget hät“ (der seine Mutter geheiratet hat). Er hatte in

der Tat seine Mutter, allerdings seine Stiefmutter, geheiratet. Die Heirat wurde durch den Regenten (von Braunschweig) im Gnadenwege ermöglicht.

Welchen Twele nenn' ich jetzt? Ah, „dän Kufftebuff“, ja, „Krischan, den Kufftebuff!“ Abgeleitet von „Kuff“, das aus der Grobhede gesponnene dicke Garn. Man fügt hier aber noch ein „oder“ hinzu. Fragt z. B. einer, welchen Twele man meine, lautet die vollständige Bezeichnung wohl: „Krischan dän Kufftebuff“ oder „Wir sind uns beide gut“. Als nämlich eines Sonntagabends das Jungvolk das Lied sang: „Was man aus Liebe tut“, hörte jemand die „Kufftebuffsche“ zu ihrem Manne zärtlich sagen: „Krischan, wir sind uns beide gut!“

Einer, der als bissig gilt, wird der „Beiter“ genannt. Er ist aber nicht so scharf, wie der Name klingt; der Beißer ist vielmehr ein ganz prächtiger Mensch, der seine elfköpfige Familie ehrlich und ordentlich durchbringt, so daß es seinen Kindern besser ergeht, als es ihm selbst in seiner Jugend beschieden war. Wie er erzählt, ging er bis zu seinem 12. Lebensjahre ständig „barwesch“ (barfuß), bis ihm dann der Pastor ein Paar alte Schuhe schenkte. Zu seiner Konfirmation beglückte ihn der Förster mit einem Rock, der Pastor mit Weste und Hose. Ja, so armselig ging es bei seinen Eltern her, daß beim Spinnen die Strümpfe ausgezogen wurden, weil sie sehr lange aushalten mußten.

Beim Anblick des „Bei-iter“ glaubt man alles das nur schwer, denn er ist stark, ja herkulisch gebaut, ein Güne von einem Kerl, eine wahre Prachtgestalt.

Doch müssen wir schnell Abschied von ihm nehmen, da drüben der „Lennewasen-Twele“ schon wartet, der diesen Namen von seiner Frau bekommen hat. Sie heißt Karline (Leuine-Lei-ine, kurz Lenne), woraus die Leute, d. h. die gleichaltrigen, nach artiger Gepflogenheit Lei-inewase oder kurzweg Lennewase machen. Die Kinder sagen „Lei-ine-tante“, denn wollten sie auch Lennewase sagen, so wäre das eine Ungezogenheit. Nicht so nahe stehende Leute pflegen aus eben dem Grunde wohl auch „Twelen-Wase“ zu rufen. Im allgemeinen Gebrauch wird aber der Name Twele gewöhnlich ganz weggelassen und einfach „Lennewasen“ gerufen. Würdest du z. B. seine Kinder sehen und fragen, wem die gehören, lautete die Antwort ganz gewiß: „’t sind Lennewasen seuine“.

Zuletzt nenne ich den, den ich seines Ranges wegen eigentlich schon vor allen andern hätte nennen müssen, das ist der „Amtmann Twele“. Aber er ist es nur dem Namen nach und auf diese kuriose Weise dazu gekommen: Seine Frau brachte einen Jungen mit in die Ehe, den sie sich von einem Kutscher angeschafft hatte. Natürlich wurde der Junge im Dorfe nur der „Kutscher“ genannt. Darum sagte

Twele mit gutem Humor: „Wenn dat de Kut-scher is, sin eck de Ammann.“ Da war er's auch schon und wird es bleiben bis zu seinem, seiner Kinder und Kindeskindey letzten Stündlein. Der „Ammann“ scheint ihm sogar ein ordentliches Vergnügen zu machen, jedenfalls hört er sich gern so nennen, während man von allen andern Twelen sagen muß, daß sie an ihren Beinamen durchweg keinen großen Gefallen finden, größtenteils sogar recht empfindlich gegen sie sind. In der Regel werden denn auch die Beinamen nicht direkt, sondern nur von den Leuten unter sich gebraucht, wenn der betreffende Twele nicht dabei ist.

Der Eulenspiegel des Sollings

Der Müller August Deiert zu Dassel, eine richtige Eulenspiegelfigur, dessen urwüchsiger und immer sprudelnder Witz nur leider zuletzt ganz im Branntwein unterging, sitzt eines Tages in der Gastwirtschaft in Dassel, während sein Wagen draußen hält, und spielt Skat. Drei Sellenthaler kommen herein und fragen, wohin er wolle? Nach Sellenthal, ist die Antwort. Ob sie mitfahren könnten? No, warum nicht, wenn sie warten wollten, antwortet Deiert und schlägt einen Trumpf auf den Tisch. Das wollten sie wohl, sagen die Sellenthaler, warten und trinken sich eins, warten und trinken noch immer eins. Nach drei Stunden

wird aber der eine doch unruhig und fragt, wann sie denn losfahren wollten? No, antwortet August, ohne sich in seinem Spiel beirren zu lassen, am andern Nachmittag, denn heute wolle er da nicht mehr hin. Die Zellen-
thaler konnten nicht einmal sehr böse werden; warum vergaßen sie auch, daß sie es mit August Deiert zu tun hatten!

Eines andern Tages trifft man August Deiert mit ein paar Kumpanen in der Wirt-
schaft zu Einbeck. Sie fragen ihn, was er denn eigentlich heute in Einbeck wolle? Nun, ist seine Antwort, er wolle eine Einbecker Bank kaufen. Naah, verwundern sich die andern und wollen's nicht glauben. Man wettet um einen Liter Kognak, und sie gehen zusammen nach der betreffenden Bank. Es ist aber schon über die Geschäftszeit hinaus und die Bank schon geschlossen, nur ein Beamter ist noch da. Trotz-
dem gelingt es August, ihn nochmal an den Schalter zu locken. Auf die ärgerliche Frage des Beamten, was er wolle, fragt August zu-
rück, womit sie denn hier handelten? „Mit Schafsköpfen!“ schnaubt der Beamte. „No,“ meint August darauf, „denn müssen Sie ja heute schon ein ganz gutes Geschäft gemacht haben, da nur noch einer da ist.“

Der Gendarm Stroschen in Sievershausen hatte August Deiert wegen eines geringfügigen Verstoßes angezeigt, und die Sache kam am Amtsgericht Einbeck zur Verhandlung. Der

Fall war der erste des Tages, und es traf sich, daß sowohl Deiert, wie Gendarm und Amtsrichter schon vor Beginn der festgesetzten Stunde im Gerichtssaal waren. Deiert setzte sich auf die Bank, machte eine sehr betäubte Miene und stierte unausgesetzt in eine Ecke. Der Amtsrichter, der ihn kannte, wundert sich darüber und fragt, was er denn hätte, daß er so überaus betäubt in die Ecke starre? So schlimm könne doch die Sache nicht werden. „Och, Herr Amtsrichter,“ darauf August Deiert, „ich habe geträumt.“ — „So, geträumt? Was denn, was haben Sie denn geträumt?“ fragt der Amtsrichter, gespannt, was August wohl nun wieder an den Tag bringen würde. „Och, Herr Amterichter,“ beginnt August, „wir hatten mal wieder so 'ne Klopperei, und ich war mausetot. So kam ich denn hin zur Simmels- tür, aber da war alles verschlossen. Ich klopfte und flopste, als sich endlich eine Klappe öffnet und Petrus herausguckt. ‚Wer ist denn da?‘ fragte er ziemlich barsch. Ich bin's, sage ich ganz zaghaft. ‚Ach, das ist ja der saufrige Deiert aus Dassel! Du gehörst nicht hierher, mach, daß du ein Haus weiterkommst!‘ schnarcht der alte Simmelshüter mich an und schlägt die Klappe zu. Ich also weiter und zur Sölle, wo ich aber auch erst klopfen muß. Doch nicht lange, da guckt dem Teufel seine Großmutter heraus, und als sie mich sieht, lacht sie mit dem ganzen Gesichte und ruft: ‚Och, sieh mal,

mein lieber August, da biste ja, mein lieber August, kommtste jetzt auch?' Und sie führte mich in eine Kammer, in der nur ein Sessel und ein Holzchemel stand. ‚August, nun nimm dich Platz‘, lädt sie mich ein, und ich will mich schon auf den Sessel setzen. Aber da fährt die Großmutter auf. ‚Willste mal gleich von dem Sessel weg! Für dich ist der Schemel bestimmt, der Sessel ist für den — Wachtmeister Stroschen.‘“

Wieder einmal sitzt August Deiert mit seinen Kumpanen in der Wirtschaft, als sie ihn fragen, ob er nichts Neues wisse? Natürlich weiß August Deiert immer was: Er hätte ein großes Rätsel in der Bibel gefunden, unzweifelhaft auch das größte Weltwunder. Nämlich es hiesse da: „Elias fuhr im glühenden Wagen gen Himmel.“ August zwinkert mit den Augen und fährt fort: „Daß Elias sich auf der Fahrt seine vier Buchstaben nicht verbrannt hat, ist doch wahrhaftig das größte Weltwunder.“

Deiert konnte sich mit seinem Schwager nicht gut vertragen, und dieser Schwager war vielleicht der einzige Mensch in Dassel, dem August einmal eine ordentliche Lektion wünschte. Kommt da ein großstädtischer Sommerfrischer, der im Katskeller wohnte, mit seinem Kinde an einem Erbsenfelde vorbei, das eben jenem Schwager gehörte. Und wie nun Kinder sind, pflückt es sich freudig ein paar Erbsenschoten. Der Schwager kommt dazu, wird wild

und will das Kind verhauen. Der Vater sucht ihn zu beschwichtigen. Vergeblich, der Mann wird immer wütender und dringt gar auf den Städter ein. Da aber wallt dem Großstädter auch sein Blut, und kräftig, wie er ist, verhaut er den Erbsenmann nach Strich und Faden. In einer kleinen Landstadt ist so etwas bald herum, und als August Deiert davon hört, füllt er einen Handkorb mit Eiern, tut ein vollgewichtiges Pfund Butter dazu — es war in der Hungerzeit des Krieges — und geht mit dem Korbe in den Ratskeller, ganz früh schon. Der Städter schläft noch; doch August Deiert läßt sich nicht abweisen, sondern besteht darauf, daß der Langschläfer geweckt wird. Dann überreicht er ihm feierlich die Eier und die Butter und bedankt sich vielmals dafür, daß er seinen Schwager so tüchtig verdroschen hatte. So 'ne Abkühlung hätte er ihm schon seit 20 Jahren gewünscht. Er, der Großstädter, wäre der richtige Mann gewesen, der bisher in Dassel fehlte.

Deiert trifft in Göttingen zufällig mit dem Sägemüller Ossenfeld aus Lauenberg zusammen. „Ah, August, sind Sie auch hier?“ begrüßt Ossenfeld den Allerweltsbekanntesten. — „Ja,“ erwidert August, „ich hatte mal wieder auf dem Gerichte zu tun, wie schon so oft. Aber du sagst ‚Sie‘ für mich? Wir sind doch nahe verwandt.“ — „Verwandt?“ staunt Ossenfeld. — „No, ja doch“, meint August und

fängt an, ihm das zu verklären. Natürlich geht man zuvor in die Wirtschaft, und beim Glase erfährt Ossenfeld nun des näheren den Grund ihrer Verwandtschaft: „Deine Cousine, Luise Sieburg, geborene Gehrke, hat in Linbeck auf dem Schützenhause den Haushalt gelernt. Stimmt das?“ — „Jawohl“, muß Ossenfeld zugeben. — „No“, fährt August fort, „und meine Frau Johanne, geborene Schreiber, hat auch im Schützenhause zu Linbeck den Haushalt gelernt. Also sind wir doch nah verwandt.“

„Wat is dat gefährlichste Ungetüm?“ fragt August einmal die Kunde in der Wirtschaft. Alles rät. Keiner weiß es. Nachdem sie lange genug gezappelt haben, gibt August folgende Lösung: „Dat is de Böuere, wenn hei met der Gräpen up'r Mischen steiht.“¹⁾

August Deiert kommt an den Bahnschalter in Linbeck, indem er beide Hände ausgestreckt in einer gewissen Entfernung voneinander vor sich hält. So tritt er vor den Schalter und bittet einen neben ihm stehenden Fremden, ihm doch mal die Geldtasche aus der Hose zu kriegen. Der tut das auch, indem er teilnahmsvoll auf die steifen Hände sieht. Nun soll er mal so viel Geld herausnehmen, wie die Fahrkarte nach Dassel ausmache. Das geschieht. Dann läßt August sich die Fahrkarte in die Westentasche stecken. Immer mehr Leute kommen herzu und

¹⁾ Das ist der Bauer, wenn er mit der Mistgabel auf dem Dunghaufen steht.

sehen bedauernd auf den Armen, der sich seiner Hände nicht bedienen kann. Endlich fragt einer, was es denn mit den Händen für eine Bewandnis hätte? August hält sie immer noch steif vor sich hin und sagt mit dem Schalk in seinen großen Augen: Seine Frau hätte ihm aufgetragen, er solle ihr Pantoffeln mitbringen, die genau so lang sein müßten, wie die Spanne zwischen seinen beiden Händen. Nun wolle er hin und die Pantoffeln kaufen, damit er dann seine Hände wieder für andere Dinge frei kriegte.

Der verschworene Kessel

Das war zu der Zeit, als der Naturschutzpark, die Wilseder Heide, noch nicht bestand und Wilsede noch Haus bei Haus von den alten eingeborenen Bauern bewohnt war. Der Dorfbankier war der Jude Elias, der mit Fleiß und Schweiß dafür sorgte, daß das Geld aus dem Dorfe und wieder ins Dorf kam, der auch den Ortshandel in der Hand hatte und alle Bedarfsartikel beschaffte, deren die Bauern von Wilsede bedürftig waren. So hatte Elias denn auch an Klaus Bur einen Kupferkessel verkauft, der aus Glockenspeise gemacht und echter Bronze-guß war. Lange Zeit nachher verlangt Elias Bezahlung des Kessels. Darauf Klaus Bur: Elias wäre wohl nicht recht gescheit, denn der

Kessel wäre doch bezahlt. Elias bestreitet das und eifert um das Geld, während der Bauer dabei bleibt, er hätte bezahlt.

Elias flagte nicht gern; aber der Kessel war doch zu kostbar gewesen, und so flagte er doch.

Der Richter läßt die beiden Parteien erst eine Weile streiten, beobachtet sie, macht sich seine Gedanken und kommt zu dem Ergebnis: Der Kessel kann sowohl bezahlt sein als auch nicht. Es ist aber nicht klarzustellen, und so soll denn der Eid entscheiden, das bibelmäßige Ende alles Saderns.

Elias zauft sich am Bart, eifert und gestikuliert, um den Eid zu bekommen; aber der Richter entscheidet, nach Lage der Sache habe der Bauer zu schwören, ob er den Kessel bezahlt oder nicht bezahlt habe. Klaus Bur hebt also die Schwurfinger, muß aber noch eine Pause machen, da Elias auf ihn losfährt: „Mensch, du schwörst falsch! Denk' an dein Seelenheil!“ Der Richter weist den Juden streng zurecht, der Bauer erhebt abermals seine drei Schwurfinger und schwört, er habe den Kessel bezahlt.

„Gott der Gerechte,“ jammert Elias und fährt auf den Bauern los: „Klaus, heute hast du dein Seelenheil verloren!“

„Un du dienen Kettel!“ gibt Klaus Bur prompt zurück und geht als Sieger nach Hause.

„Jühnsche Knepe“¹⁾

Kein Wunder, daß ich solche Garben wie diese auf meinen Wagen lade; stamme ich doch selbst aus einem Dorfe, das vom alten Volkswitz zu einem Hauptschauplatze unglaublicher Torheiten und Streiche gemacht wurde, wie ich auch die daraus erwachsenen Neckereien von Kindesbeinen an genugsam erfahren habe. Der Göttinger Dichter August Bruns sang vor Jahren in seinen plattdeutschen „Snurren un Wize“:

„Dörp Jühne is jock woll bekaunt
Dor saune Knepe allerhand —“

und reimte dann die Geschichte von dem Gemeindeochsen auf dem Kirchturme zusammen.

Wäre ich nie über die heimatliche Scholle hinausgelangt, hütete ich mich vielleicht, die meinem Heimatsdorfe Jühnde (Südhannover) angehefteten Schnurren aus dem Schlummer zu wecken. Seitdem ich aber in der Welt herumgekommen bin und unendliche Erfahrungen dafür gesammelt habe, daß sozusagen jeder Mensch seinen Sparren und jede Ortschaft ihr mehr oder weniger bekanntes Schildbürgerthum hat, ist natürlich die Scheu, von den heimatlichen Torheiten zu reden, völlig verschwunden. Sie sind ja teilweise auch schon seit langem in Sammlungen volkstümlicher Über-

¹⁾ Jühnder Streiche.

lieferungen gedruckt zu lesen, und da ihrer mehrere sich mit den Schnurren decken, wie sie von anderen Zentralen des Volkswitzes (Schöppenstein, Beckum u. a.) erzählt werden, so will ich mich auf ausführliche Erzählungen hier nicht einlassen, sondern auf eine kurze Streife mich beschränken.

In dem oben angeführten Gedichte schildert August Bruns, wie die Jünder einmal den Gemeindegäusen auf den Kirchturm hinaufzogen, damit er das oben gewachsene Gras abfräße. Man hatte ihm aber den Strick so um den Hals gelegt, daß er, auf dem Turmdach angekommen, erstickend die Zunge herausstreckte. Das Gedicht schließt daher:

„Vou facke ein düt Klauke Deer,
Et licket alle vor Pläffeer.“

Eine Schnurre, die bekanntlich auch noch an-
dern Orten angehängt ist, ebenso wie die Ge-
schichte von dem Bornausmessen.

Man hatte vor Zeiten nur einen Born im
Dorfe und zwar einen Wickelborn, der tief in
die Erde hinabging. Die Jünder wollten nun
gern wissen, wie tief er wäre, und da sie keine
so lange Kette hatten, hängten sie sich unter-
einander, um so die Kette herzustellen. Dem
Bauermeister, der als oberster seine Arme um
den Kettenbaum geschlungen hatte, wurde die
Sache schließlich zuviel, und er rief: „Kindere,
haalt emol stille, eck maut eestemol in de Senne

spегgen!“¹⁾ Natürlich plumsten sie darauf alle hinunter.

Nicht minder unflug ging es beim Flachs-
krauten zu. Der alte Batteram wollte nicht,
daß dabei der Flachs zertreten würde, ließ des-
halb die Mistbahre holen und die Flachskraute-
rinnen über das Flachsfeld tragen. Ob die Trä-
ger der Bahre in der Luft gegangen sind, hat
sich nicht feststellen lassen.

Am Weihnachtsmorgen ist Frühkirche, zu der
jung und alt den Berg hinaufseilt. Nun führt
der Weg vom Unterdorfe am Dorsteich vorbei,
von dem übermütige Burschen das Geländer
entfernt haben. So plumpsen die vordersten
Kirchgänger in den Teich, und als die hinteren
das Plätschern hören, meinen sie, es würde
schon in den Gesangbüchern geblättert, rufen
daher: „Goht man tau, de vörgersten blärt
alle!“²⁾

In einem dürren Sommer sollen die Jühn-
der in der Göttinger Katsapotheke ein Ge-
witter bestellt und von dem witzigen Apotheker
in einer verschlossenen Schachtel einen Brumm-
käfer erhalten haben. Selbstverständlich hatte
der Bote die Warnung mit auf den Weg be-
kommen, die Schachtel ja und ja nicht aufzu-
machen. Um so mehr peinigt ihn dann die Neu-
gierde, so daß er unterwegs den Deckel doch
ein wenig öffnet und der Käfer schnurrend

¹⁾ — ich muß erst einmal in die Hände spucken.

²⁾ — die vordersten blättern schon.

davonfliegt. Da rennt er hinter ihm her und ruft immerfort: „Zusch, husch, up Jühne tau! Zusch, husch, up Jühne tau!“ Ein Ruf, mit dem wohl auch heute noch die Jühnder gelegentlich geneckt werden, wenn sie sich auf einem fremden Dorfe sehen lassen.

Ich glaube aber, daß die Göttinger diese Schnurre den Jühndern nur angedichtet haben, wie sie das von jeher auch mit andern Erzählungen gern taten. Noch in den siebziger Jahren konnte man z. B. jedes Jühnder Vorkommnis, das den Schalk herausforderte, am Marktplatze in Göttingen mit schreienden Farben abgemalt sehen. Das drolligste Vorkommnis und diesmal eine wirkliche Tatsache beschrieb mir meine Mutter folgendermaßen: Zu ihrer Jugendzeit bestand für die Jühnder noch die Barlisser Zwangsmühle. Barlissen ist ein Dorf, das ehemals zur Jühnder Gutsheerlichkeit gehörte und etwa eine Stunde von Jühnde entfernt liegt. Nun war einmal im Winter so tiefer Schnee gefallen, daß die Mühlesel darin steckenblieben. Die Jühnder erhielten deshalb den Befehl, den Weg nach der Zwangsmühle, den sogenannten Eselstieg gangbar zu machen. Die Gemeindetrommel wurde gerührt, und aus jedem Hause machte sich ein Mann mit der Schaufel auf den Weg zum Schneeschaufeln auf dem Eselstiege. Der Bauermeister an der Spitze. Als man nun ein Weilchen im Schweiß seines Angesichts ge-

schaufelt hatte, meinte der Bauermeister: Das Schaufeln wäre doch zu umständlich, und sie wollten den Schnee einfach niedertrampeln, indem sie alle hintereinander den Weg zweimal gingen.

So ist's dann auch wirklich geschehen.

Kurze Zeit darauf war auf dem Göttinger Marktplatz ein großes Bild zu sehen mit der Überschrift: „Tühnder Knepe. Wie die Tühnder den Eselstiege trampeln.“

Das Bild gab den Vorgang ziemlich getreu wieder, nur hatte der eine Tühnder den anderen auf den Sack gepackt genommen, während dicht hinter ihnen die sehr schelmisch dreinschauenden Esel stapften, was doch dem wirklichen Vorgange nicht entsprach.

Man kann sich denken, daß der Kobold dieser und anderer Geschichten, die noch erzählt werden könnten, beim Zusammentreffen verschiedener Ortseinwohner nicht stillsaß, sondern die ausgelassensten Neckereien trieb, die dann nicht selten in die schönsten Prügeleien ausarteten. Ich könnte dazu aus meiner Jugendzeit manches Beispiel mitteilen. Am ärgsten waren diese Neckereien zwischen den Tühndern und Dransfeldern, den „Hasenmelkern“, und altem Herkommen gemäß führten sie namentlich am Simmelfahrtstage zu förmlichen Schlachten auf dem Hohenhagen, wohin das Jungvolk von den Nachbarorten dann zu kommen pflegte. Riefen die Dransfelder:

„Susch, husch, up Tühne tau!“, so schallte es aus Tühnder Munde: „Hasenmelker! Hasenmelker!“ Und waren Göttinger dabei, so kriegten sie den „Eselfresser“ an den Kopf geworfen, wie ja auch die meisten anderen Orte der Umgegend bei dieser Himmelfahrt ihre Spitznamen weidlich zu hören bekamen.

Bekanntlich sollen die Dransfelder — die Geschichte ist ja in hannoverschen Sagensammlungen des öfteren ausführlich erzählt worden — einmal einen Esel für einen Hasen angesehen, den Esel gemolken und die Milch getrunken haben. Die Göttinger aber sollen in den mittelalterlichen Kämpfen, an die diese Schnurren anknüpfen, die Dransfelder Jäger mit ihrem vermeintlichen Hasen überrascht, ihn geraubt und mitgenommen haben, worauf sie ihn schlachteten und verzehrten. Nach einer anderen Sage hätte Herr von Drakenburg, mit dem die Göttinger in Fehde lebten, einen Esel kunstgerecht geschlachtet und das Fleisch als Kalbfleisch in einem Tragkorb nach Göttingen bringen lassen. Auf den Grund des Korbes aber hätte er die Eselshaut und einen Brief gelegt, worin es hieß:

„Damit man für alle Zeiten weiß, daß Ihr Eures Gleichen freßt, so schreibt auf diese Eselshaut, was Ihr heut von mir gekauft und gegessen habt

Herr von der Drakenburg.“

So, da hätte also jeder sein Teil.

Die Beamtenstraße in Jühnde

„Zupperdente“¹⁾ wird in Jühnde ein Bauer genannt, weil er oberhalb der Pfarre wohnt und einen besonders flugen Kopf hat, was er namentlich in der Gemeindeversammlung gern an den Tag legte. Ich möchte aber niemand raten, ihn anders als mit seinem richtigen Namen anzureden, denn der „Zupperdente“ hat ihn schon manchmal fuchsteufelswild gemacht.

Über dem „Zupperdenten“ wohnt „Satlär“²⁾ Wilhelm, der wegen einer ulkigen Geschichte in der er einen Professor mimte, der „Professor“ genannt wird. Weil nun Pastor, Zupperdente und Professor an der berganföhrnden Straße wohnen, hat sie der Volkswitz die „Beamtenstraße“ getauft.

Eines Tages kommt ein Fremder ins Dorf und fragt den Ackermann Heinrich Schäfer an der Beke, wo der Pastor wohne. Da war er gerade an den Rechten gekommen, denn Heinrich Schäfer, wegen seines dicken weißen Schnurrbartes „Caprivi“ genannt, ist ein Witzbold, der schon manch einen aufs Glatteis geführt hat. Gibt also auf die Frage den Bescheid, der Pastor wohne an der Beamtenstraße, wäre aber nicht zu Hause. — Wer ihn denn verträte? fragt der Fremde. — Na, natürlich der „Zupperdente“, bescheidet Caprivi ihn. — Sm, macht der

1) Superintendent.

2) Sattlers.

Fremde und fragt, wo denn der „Zupperdente“ wohne? — Na, auch an der Beamtenstraße und gerade überm Pastorhause, ist die Antwort. Der Fremde geht also auf den oberhalb des Pfarrhauses gelegenen Bauernhof und fragt ganz arglos, ob der Herr Superintendent hier wohne? Der Bauer — es ist schon der Sohn des alten „Zupperdenten“, der aber auch so genannt wird, denkt natürlich, es solle auf eine Fopperei hinauskommen und wirft den Fragenden trotz seiner sichtlichen Anständigkeit nicht gar sanft zum Hause hinaus.

Dadurch schnell zur Einsicht gekommen, daß er der Gefoppte ist, geht der Fremde wütend das Dorf hinunter, kommt an dem Maurer Vogt vorbei, erzählt ihm den Vorfall und fragt, außer sich vor Zorn: „Wo wohnt dieser Mistbauer, der mich so angelogen hat?“ Der Maurer riecht sogleich den Braten, zieht die Schultern und antwortet: „Weiß nicht, bin auch fremd.“ Natürlich ist er nicht fremd, sondern lediglich in der Gemütsstimmung, in der die berühmten „Jühnschen Knepe“ gemacht wurden.

Der Held von Barliffen

Der Branntwein hat schon manchmal recht furiose Leute gemacht, davon weiß wohl jedes Dorf zu erzählen. So hörte ich in meiner Jugend von einem Saufbold im Dörfchen Bördel bei Dransfeld, einem Musikanten, der in seiner

Bezechtheit regelmäßig folgendes anstellte: Kam er in seinem Zustande in der Nacht nach Hause, so kriegte er seine Geige vom Nagel, die Frau aus dem Bette und spielte die lustigsten Tänze, während die arme Frau tanzen mußte, ob sie wollte oder nicht. Ein Weigern gab's da nicht; es wurde gespielt und getanzt, bis beide wie tot umfielen.

In Barliffen, dem zwischen dichten Bergwäldern gelegenen Dorfe im Kreise Münden, wohnte einst ein Korbmacher, der es in seiner Trunkenheit ähnlich so machte, aber ohne Musik. Hatte er „einen zuviel“, wie es alle Wochen zwei oder dreimal vorkam, so war es sein höchstes Vergnügen, mit seiner Frau zu tanzen. Ob's tiefe Nacht war und die Frau schon schlief, focht ihn ebensowenig an, wie jenen Musikanten in Bördel. Sie mußte auf und mit ihm tanzen, Schottchen und Quadrille, wie es ihm gerade einfiel. Dabei sang er: „Se danzet ein Held!“ Und die Frau hatte darauf zu antworten, natürlich auch möglichst singend: „Se danzet 'ne Heldin!“ Worauf er regelmäßig abschloß: „Sol mi der Deibel!“ (Er mußte also kein Einheimischer sein, denn in Barliffen sagen sie nicht mi, sondern meck.)

Die jungen Knechte des Dorfes, die, aus dem Spinntropp gekommen, dem verrückten Tanzen heimlich zugesehen hatten, kamen dabei auf einen ganz sonderlichen Einfall: Sie holten einen Ziegenbock, hoben ihn an das Fenster,

schoben es unbemerkt auf und ließen den Bock bequem hineingucken. Als nun der Korbmacher eben wieder geschlossen hatte: „Sol mi der Deibel!“ kniffen die Burschen den Bock in seinen empfindlichsten Körperteil, so daß er jäh zu meckern anfängt. Entsetzt fährt der Korbmacher herum, sieht den Kopf des Ziegenbocks im Fenster und flüchtet mit dem Schrei: „Du häst mi noch nich, du häst mi noch nich!“

Der liebe Gott ist auch ein Mannsmensch

„**L**æ sin 'n alen hannoverschen Körassseer!“ sagte Karl Lüders, wenn er angeschossen war, und angeschossen war er immer; wenigstens hatte ihn die jüngere Generation noch niemals nüchtern gesehen.

Stroh und stark gewachsen, hatte er seinerzeit einen gar stattlichen hannoverschen Kürassier abgegeben, sich von wohlhabenden Bauern wiederholt kaufen lassen und ein gutes Stück Geld verdient. Was Wunder, daß sich das hübscheste Mädchen des Dorfes — und das war damals Ruffs Lina — in den Kerl verguckte und ihn heiratete! Man fing gut an und hörte jämmerlich auf. Lüders versoff Haus und Saar und mußte schließlich mit Weib und Kind eine ärmliche Tagelöhnerkate beziehen. Aber wie auch die arme Frau ihn und den lieben Gott anflehte, es wurde nicht mehr besser, eher noch

schlimmer. Jeden Groschen, den Lüders im Tagelohn verdiente, jagte er durch die Kehle. Konnte er noch den Verdienst seiner Frau „erhalten“, so ging der natürlich den gleichen Weg. Ob die Frau jammerte, die Kinder hungerten und froren, das kümmerte den alten Säufer nicht.

Jede, wenn noch so arme Familie im Dorfe zog sich doch wenigstens ein Ferkel groß und konnte, wenn's schneeweißer Winter war, ein Schwein schreien lassen; bei Lüders hatte schon lange nichts mehr geschrien als der Branntwein oder der Hunger und Kummer. Endlich jedoch gab er auf die Vorstellung der Leute hin den Vorsatz zu erkennen, sich wenigstens, was das Schwein beträfe, bessern zu wollen.

„Wenn eck 't ieweste¹⁾ twingen kann,“ sagte er, „sau will 't ower in düssen Jahre — weer nech slachten!“ So wollte der Salunke also in diesem Jahre wieder nicht schlachten. Befragt, wieviel denn das Schwein wiegen solle, das er in diesem Jahre wieder nicht schlachten wolle, hebt er simulierend die Augen zum Balken auf und entgegnet: „Eck hew 't sau owerslon²⁾: Met 'n Stalle veerhundert Pund.“

Eines Tages soll ihm die Frau Kaffee kochen, sie hat aber nichts dazu; da wirft er sie mit solcher Wucht hinaus, daß sie längs-lang auf die Straße fällt. Indem kommt ge-

¹⁾ irgend.

²⁾ Ich hab's so überschlagen.

rade der Pastor vorüber; er beginnt die Ärmste zu trösten und sagt: „Bete sie auch nur recht zum lieben Gott, arme Frau, daß er das Kreuz von ihr nimmt.“

„Och, Herr Pastor,“ gibt nun die Frau schier heftig zur Antwort, „wo mannigmal herwe eck alle taun leiben Gotte bäet, ower dei Mannsminschen haalt alle beenander — un dei leiwe Gott is al 'n Mannsminsche!“

Drei, die noch dümmer als dumm waren

Ein Holzhauer aus Jühnde, der im Sagen arbeitete, wartete eines Tages vergeblich auf das Mittagessen. I, denkt er, was soll denn das bloß heißen? und geht nach Hause. Da sitzen Frau und Tochter in der Stube und weinen ihre bittersten Tränen. „Na, warum heult ihr denn so?“ fragt er verwundert. Da wischt sich die Frau mit der Schürze die dicksten Tränen von der Backe und antwortet: „Sieh mal, unsere Tochter ist doch nun so alt, daß sie bald heiraten kann. Dann heiratet sie womöglich einen Leineweber. Und dann kriegt sie Kinder, und die laufen um das Werketau (Webstuhl) herum, und dann fliegt ihnen die Schottspule in die Augen. Und darum müssen wir so weinen.“

„No, seid ihr denn nun ganz albern?“ sagt der Mann. „Da will ich doch gleich mal in die

Welt gehen, ob ich nicht noch dümmere finden kann; und wenn ich keine dümmern finde, komme ich wieder und will euch beide versöpern.“

Also macht sich der Holzhauer auf den Weg und kommt nach Volkerode, und da es schon Abend ist, geht er vor ein Haus und bittet um ein Obdach. Es waren aber ganz kleine Leute, die nur ein einziges Stübchen und ein einziges Ferkel hatten. Und sie bedauerten, sie hätten keine Kammer und kein Bett mehr und könnten ihn nicht behalten. Oh, sagte er da, wenn er doch bloß unter Dach käme! Und erzählte ihnen, er wäre auf der Reise, um sich eine Frau zu suchen, die ihm ein ordentliches Mittagsbrot bereiten könne. Da wurden die Leute mitleidig und sagten, sie hätten wohl noch einen Raum, aber da wäre das Ferkel drin, und wenn es ihm nichts mache, so könne er ja da übernachten. Das mache ihm gar nichts, sagt der Holzhauer und legt sich zu dem Ferkel in den Stall.

In der Nacht hören nun die Leute das Ferkel unruhig murksen, und da sagt die Frau zu dem Manne: „Du, ich glaube, der freiet unser Schwein, denn es röchelt schon.“ — „Du bist wohl albern“, sagt der Mann und legt sich auf die andere Seite.

Am andern Morgen früh kriecht der Holzhauer aus dem Schweinestalle, wischt sich das Stroh vom Buckel und bedankt sich für das schöne Nachtlager. Da sagt die Frau, ob ihm ihr Schwein auch gefallen hätte? „O ja, sehr

gut", denn es wäre ein schönes Schwein. Da sagt die Frau, dann könne er ja ihr Schwein freien, weil er sich doch eine Frau suche. „Sehr gern“, sagt da der Holzhauer, dann müsse er es aber auch gleich mitnehmen.

Die Leute freuten sich, daß ihr Schwein einen so netten Mann kriegte, fanden es auch ganz in der Ordnung, daß er seine Frau gleich mitnähme. Sie waren aber so arm, daß sie noch nicht einmal einen Strick hatten. Oh, meint da der Holzhauer, ob sie nicht vielleicht noch ein bißchen Hanf auf dem Balken hätten? Ja, das hätten sie wohl, und der Holzhauer drehte sich nun aus dem Hanf einen Strick zurecht, schürzte es seiner Frau ans Hinterbein und ging mit ihr auf Göttingen zu. Er war noch nicht sehr weit gekommen, da fand er einen anderen Schweineliebhaber, der ihm das Schwein für acht Taler abkaufte.

Mit den acht Talern in der Tasche geht er nun nach Göttingen und gießt sich ordentlich einen hinter die Binde. Als er dann an der Ecke der Weender und Groner Straße an den Pöttemarkt kommt, geht er, als sähe er nichts, mitten zwischen all die Töpfe und Teller und hält dabei die Augen immer auf einen bestimmten Punkt am Himmel gerichtet, so daß er einen großen Wirrwarr auf dem Pöttemarkt anrichtet. Die Pöttelfrau jammert und schilt, deutet mit dem Finger auf ihre Stirn und sagt, er wäre wohl nicht recht im Kopfe.

„Nein,“ antwortet er und guckt noch immer nach oben, „ich bin ein Mann vom Himmel und muß sehen, daß ich das Loch wahre, wo ich ’runter gekommen bin.“

Da wird die Frau auf einmal ganz anders und fragt ganz weich, ob er denn auch ihren ersten Mann kenne, der vor sieben Jahren gestorben wäre? Ja, den kenne er sehr gut. „Ach, lieber Gott!“ wie es ihm denn ginge? Der Holzauer zuckt die Achseln: „Nicht schlecht, aber auch nicht ganz gut, denn er würde nicht immer satt, hätte auch kein Geld, um sich mal ’ne Würst oder was er sonst gern äße, zu kaufen.“

„Ach, du lieber Gott, der arme Mensch!“ jammert nun die Frau. Ob er denn wohl so gut wäre und ihm etwas mitnähme? Na, den Gefallen wolle er ihr schon tun; aber er könne nicht sehr schwer tragen, denn der Rückweg in den Himmel wäre sehr weit. Da gab sie ihm alles Geld, das sie bei sich hatte und da sie meinte, es wäre noch nicht genug, hieß sie ihn einen Augenblick warten und lief nach Hause, holte noch mehr Geld und brachte dazu noch einen Beutel voll Schlachtewerk mit. Den Beutel könne er wohl tragen, meinte sie, und ihren Seligen würde es besonders freuen, wenn er mal wieder eine gute Göttinger Mettwurst essen könne. Auch trug sie dem Manne vom Himmel viele Grüße an ihren Seligen auf, und daß es ihr noch ganz gut ginge.

Der Himmelsmann versprach, alles gut auszurichten und machte, daß er aus Göttingen hinauskam.

In ihrer Freude über das gute Werk, das sie getan hatte, lief die Pöttefrau nun zu ihrem zweiten Manne, der unweit der Irrenanstalt mit einem Pferde pflügte. „I, so ein albernes Weib, so eine hat's ja noch gar nicht gegeben!“ ruft der zweite Mann in hellem Zorn und fragt, wo denn der Mann aus dem Himmel hinausgegangen wäre? „Aus dem Groner Tore hinaus nach Ellershausen zu“, sagt die Frau und mochte es noch gar nicht einsehen, daß ein Mann aus dem Himmel so ein Lügenbeutel sein könne.

Schon aber hatte der zweite Mann sein Pferd ausgespannt und sich darauf gesetzt, und so geschwind es nur laufen konnte, ritt er aus dem Groner Tore hinaus. Ob man nicht einen Mann gesehen hätte mit einem Bündel Schlachtwerk auf dem Buckel? fragt er unterwegs die Leute. Doch, der wäre nach Ellershausen zu gegangen. In Ellershausen aber sagte man ihm, der Mann müsse schon beim Groner Holze sein. Da reitet er weiter, bis er an das Holz kommt. Da sieht er einen Mann im Graben sitzen, der vergnügt vespert. Den fragt er, ob er nicht einen Mann mit einem Bündel Schlachtwerk auf dem Buckel gesehen hätte? Doch, der wäre eben durch den Wald nach Knutbühren zu gegangen. Ob er mit dem Pferde wohl durch den Wald

könne? fragt der zweite Mann. Nein, sagt der Vespernde und schneidet sich ein neues Ende Mettwurst ab. Der Busch bis vor Knutbühen wäre sehr dicht und dornicht, da könne man nur zu Fuß durchkommen. Darauf der andere wieder: Ob er denn wohl so gut wäre und ihm das Pferd ein bißchen hielte? Ja, gerne, sagt darauf der Mann aus dem Himmel, denn der und kein anderer war es. Und wie der zweite Pöttemann im Busche ist, setzt sich der vom Himmel flugs auf das Pferd und reitet nach Jühnde, froh, seine Frau und Tochter wieder zu sehen. Aber, als er in die Stube kommt, ist niemand darin, und in der Küche ist auch keiner. Er denkt schon, sie wären weg. Nun wollte er seinem Pferde ein bißchen Heu vom Boden holen, — und siehe da, oben auf dem Boden findet er Frau und Tochter wieder, aber in einer Lage, daß er denkt, ob sie nun wohl wirklich ganz albern geworden wären? Denn sie lagen beide auf dem Bauche und machten mit den Händen Bewegungen, als lägen sie im Wasser und schwämmen.

Was denn das nur bedeuten solle, daß sie so dalägen und sich die Arme verrenkten? Ja, er hätte doch gesagt, daß er sie versöpern wolle, wenn er wiederkäme und keine gefunden hätte, die dümmer wären als sie. Nun lägen sie hier und übten sich im Schwimmen, damit sie nicht untergingen, wenn er sie ins Wasser würfe. Da mußte er aber doch von Herzen lachen. Dann

sollten sie nur aufstehen und getrost herunterkommen, denn er hätte nicht nur einen, sondern dreie gefunden, die noch viel, viel dümmer wären als sie. Und wenn er gewollt hätte, so hätte er sicher noch viel, viel mehr Dümmerer gefunden.

Anmerkung:

Diese Schnurre wurde in den Reigen dieses Büchleins mit aufgenommen als Beispiel, wie Volksmärchen entstanden sein mögen und auch heute noch entstehen. Der Erfinder und Erzähler war der erst vor wenigen Jahren verstorbene Leineweber und Musikant Schorse Bertram in Volkerode im Kreise Göttingen. Der Mann sprühte von Witz und hatte ein ureigenes Erfinder- und Erzählertalent, von dem noch mancherlei Schnurren und Einfälle in dortiger Gegend erzählt werden. Ich traf ihn einst auf der Höhe des Hohenhagen, wo er mir unter anderem die hier mitgeteilte märchenhafte Geschichte erzählte. Als ich ihn ein paar Jahre später in Volkerode besuchen wollte, um ihm noch weiter auf den Zahn zu fühlen, war er leider verreiselt, und als ich später wieder dahin kam, lag er bereits unter dem grünen Rasen. Heinrichvetter Rehbein in Jühnde, der „Bertrams Schorse“ gut gekannt hat, schrieb mir unterm 9. 7. 27 auf eine entsprechende Anfrage folgendes über ihn:

„Bertrams Schorse war ein freundlicher und nüchterner Mensch, bei jedermann beliebt wegen seiner drolligen und schönen, mitunter allerdings auch recht derben Erzählungen. Nicht nur, daß er lustige Märchen zum besten gab, er wußte auch viele ernste Sachen zu erzählen. Er war unerschöpflich. Er war ja Musikant, und Musikanten haben immer etwas voraus im Erzählen. Ich weiß noch von meinen Kinderjahren, wenn in meinem kleinen Heimatsdorfe Bördel die Kirmes war, dann mußte Bertrams Schorse die alten Männer

im Dorfe mit seiner Klarinette, die er meisterhaft spielte, zusammenspielen. Er spielte dann gewöhnlich das alte Stück: „Von Hamburg geht's nach Rizebüttel im blauen Rittel“ usw.

Schorse war aber auch in seiner Familie ein guter Hausvater. Wenn es nichts zu spielen gab, saß er vom Morgen bis zum Abend auf dem Webstuhl und hat manches schöne Stück Leinwand gewebt, auf das die Hausfrauen stolz waren. Seine Geschichten und seine Leinwand werden noch lange von ihm zeugen.“

Der alte Hegemeister

Der alte Hegemeister Möller in der Lüneburger Heide sitzt eines Wintertags im Krüge beim Grog. Aber das heiße Getränk will ihm heute gar nicht recht schmecken. Es wäre zuviel Wasser darin, meint er, während die Wirtin mit Recht versichert, es wäre beinahe schierer Rum. Da merkt der Alte, daß es mit ihm nicht mehr so ist, wie es sonst und immer war, langt seine Mütze vom Wandhaken und geht kleinmütig nach Hause. Es fröstelt ihn so, daß er sich zu Bett legen muß. Sorgenvoll lassen die Angehörigen den Geistlichen kommen, und der weiß, was er zu tun hat; redet also dem alten Sünder tüchtig ins Gewissen und fragt immer eifriger, ob er noch etwas Besonderes auf dem Herzen hätte? Dann müsse es jetzt herunter, damit er es leichter hätte, wenn's nun in die Ewigkeit hinübergehen sollte.

Der Segemeister dreht sich ein paarmal im Bette herum, und die Angehörigen merken ihm an, daß er sich über den allzu großen Eifer seines Seelsorgers ärgert. Auf das nochmalige Eindringen des Pastors heißt der Kranke die Angehörigen hinausgehen, und als er nun mit dem geistlichen Herrn allein ist, kommt's heraus: Er hätte noch was auf dem Herzen, worüber er nicht hinwegkommen könne. Als junger unbeweibter Förster hätte er nämlich mal auf einem Gute eine Treibjagd mitgemacht. Es waren viel stolze Herren da, und er mußte beim Jagdesssen mit aufwarten. Seine Schlafstelle wurde ihm in der Wohnung des Gutsverwalters zugewiesen, der eine freundliche Familie und besonders zwei recht mollige Töchter hatte, rund und rosig. Aber er bekam ein sehr kaltes Zimmer, die Fenster waren nicht ganz dicht, und ihm flapperten die Zähne im Munde, als er im Bett lag. Kurzum, er konnte nicht warm werden, darum auch nicht einschlafen. Wie er nun so mit beberndem Munde daliegt, öffnet sich ganz leise die Thür, und die eine der Töchter flüstert herein: „Herr Förster, frieren Sie auch nicht?“ — „A, Herr Pastor,“ schaltete Möller hier auflebend ein, „ich war ein verdammt frischer und hübscher Kerl!“ — „Also,“ fuhr er dann fort zu erzählen, „frieren Sie auch nicht?“ — „Nein, nein!“ hätte er in unüberlegter Höflichkeit versichert und sich die Decke bis an die Nase gezogen. Trotzdem klappern ihm die Zähne

immer noch, und da wieder einige Zeit vergangen ist, ohne daß er einschlafen kann, steckt plötzlich die andere Tochter den blonden Kopf in das mond- beschienene Zimmer und flüstert noch eindringlicher als die Schwester: „Herr Förster, frieren Sie auch wirklich nicht?“ Und wieder antwortet er unüberlegt schnell: „Nein, nein, ich friere nicht.“ Sinterdrein war er dann doch nicht wenig überrascht über die so freundlich und fürsorglich geflüsterten Fragen der hübschen Mädchen. Hier macht der Segemeister eine Pause, zieht fröstelnd und bebernd die Bettdecke hoch und schließt in aufrichtiger Reue: „Un dat miß damals nich efroren hät, Herr Pastur, davor kann Eck hüte noch ned warm ewären.“¹⁾

Der „Erbsucher“

Unser Herrgott hat manchmal recht merkwürdige Kostgänger auf seiner schönen Welt, bei deren Tun man sich wohl verwundert fragt,

¹⁾ Wem viele bei dieser Geschichte nicht das Reuegedicht von Wilhelm Busch ein, das in seinem Versbuche „Zu guter Letzt“ zu lesen ist:

Die Tugend will nicht immer passen,
Im ganzen läßt sie etwas kalt,
Und daß man eine unterlassen,
Vergißt man bald.
Doch schmerzlich denkt manch alter Knaster,
Der von vergangenen Zeiten träumt,
An die Gelegenheit zum Laster,
Die er versäumt.

zu welchem Zwecke er sie eigentlich erschaffen hat und erhält.

So lernte ich vor Jahren am Oberharz einen Menschen kennen, bei dem ich mich unwillkürlich auch so fragte. Seine Eltern hatten alles an ihn gewandt, was nur in ihren Kräften stand. Er hatte bessere Schulen besucht und wer weiß was alles gelernt, es aber trotzdem zu nichts gebracht, war aus allen Stellen fortgelaufen, um sich immer wieder auf dem kürzesten Wege nach Hause zu trollen und nach wie vor das Brot seiner Eltern zu essen. Und die Eltern, allzu gutmütig, nachsichtig und schwach wie sie einmal waren, nahmen den Sohn immer wieder auf, seufzten wohl und sorgten sich, ließen's dem einzigen Jungen aber an nichts fehlen.

Durch ihre Langmut und Schwachheit in seinem unnützen Tun noch immer mehr be-
stärkt, meinte der Wackere schließlich, das müsse alles so sein und kümmerte sich um gar nichts. Ruhig sah er zu, wie die Eltern sich vom Morgen bis zum Abend abraackerten, rührte selbst aber kein Glied, auch wenn der Vater fast umfiel vor Mühe und Not und Plage.

Ja, als hätten die Eltern nicht schon wirklich genug an diesem einen unnützen Eßer gehabt, hielt er sich noch einen großen Hund mit wüthender Schnauze und faulenzte in seiner Begleitung in Dorf und Stadt herum. Der „Erbsucher“ hieß man ihn allgemein und erklärte

diesen Namen: „Dar sucht dan, dar da Erbt
(die Arbeit) erfunden hott, imm ne in dn tiffsten
Schacht zu schmeiffen.“

Ob er heute noch lebt, weiß ich nicht; wenn
ja, würde es ihm doch gewiß an Arbeitslosen-
unterstützung nicht fehlen.

Wenn Sie kein Schuster sind,
so . . .

In Northeim i. S. lernte ich in den achtziger
Jahren einen Schneidermeister kennen, der ein
sehr durchgeistigtes Gesicht und einen gar rossi-
gen Teint hatte. Er erschien noch gelehrter,
wenn er die goldene Brille trug und trug sie
deshalb immer, wenn er ausging, obgleich er
ohne Brille besser sah, als mit ihr. Und da er
auch in seiner äußeren Erscheinung einen fei-
nen, vornehmen Eindruck zu erzielen wußte
und immer sehr würdig einherschritt, wurde er
von allen Leuten, die ihn noch nicht auf dem
Schneidertische gesehen hatten, in der Regel für
einen Professor, manchmal sogar für einen
Superintendenten gehalten. Er tat sich darauf
viel zugute, ließ die Leute unbekümmert bei
dem Glauben und kehrte nach jeder solchen
Labe stolz erhobenen Hauptes an seinen Schnei-
dertisch zurück, wo er nun wieder mit seinen
verschiedenen Gesellen feste darauflos stichelte.

Eines schönen Abends gesellte sich der
Stammtischrunde des Schneidermeisters in der

früheren Müllerschen Gastwirtschaft ein Reisender zu, der mit ihm ein Gespräch anfang und ihn nach auffälliger Musterung plötzlich ganz lebhaft fragte, was er seinem Berufe nach sei? Der Reisende hatte aber heimlich mit Simsons Kalbe gepflügt und wußte schon, wer und was er war. Auf seine Frage nun warf sich unser Meister vom Zwirnsfaden stolz in die Brust, ließ seine zwinkernden Blicke in der Kunde herumgehen, sah dann den Fragenden mit einem förmlichen Siegerblick an und fragte zurück: „Was meinen Sie wohl, was ich bin?“ Die Kunde kriegte lauter spitzbübische Gesichter, der Reisende aber betrachtete das durchgeistigte Gesicht und den schönen dunklen Anzug sehr genau, schlug sich plötzlich aufs Knie und rief: „Ich glaube, ich hab's!“

„Na?“

„Wenn Sie kein Schuster sind,“ darauf der Reisende, „so müssen Sie wohl ein Schneider sein!“

Ein frachendes Gelächter in der Kunde, und diesmal soll der brave Schneidermeister nicht ganz so stolzen Hauptes wie sonst davon gegangen sein.

Woran Voss' Korl den General erkannte

Drei Höfe nannte Voss' Korl sein eigen. Einen hatte er von seinen Eltern, einen von

dem funderlosen Onkel geerbt und den dritten erheiratet. Er war also ein durchaus gemachter Mann, an geistigen Gütern freilich nicht ganz so reich. Es ging eben bei ihm so wie es im Sprichwort heißt: Die Dümmlsten kriegen die dicksten Kartoffeln.

In geistiger Hinsicht überragte ihn Wesermanns Heinrich ganz bedeutend, der trotz seiner ihm angeborenen Klugheit Saus und Sof vertrunken hatte und sich nun bei passender Gelegenheit gern an Voss' Korl rieb. Eines Tages nun kommt dieser aus der Kreisstadt zurück in Gesellschaft eines sehr vornehmen Mannes. Die Vornehmheit hat abgefärbt, das sieht man Voss' Korl nur zu deutlich an, als er mit seinem Gaste das Wirthshaus betritt. Wesermanns Heinrich ist natürlich auch schon da, hat einen „Wachtmeister“ vor sich und einige Bauern um sich, die alle einen einfachen „Klaren“ trinken.

Aus Rücksicht auf den vornehmen Besuch glaubt Voss' Korl die Frage aufwerfen zu müssen, was getrunken werden solle, und da jener ihm die Wahl überläßt, bestellt er zwei Kognaks bester Sorte, was natürlich erheblich vornehmer klang, als wenn er zwei Schnäpse bestellt hätte.

Hierüber ärgert sich Wesermanns Heinrich, und er geht sogleich zur Attacke über. „Segg mal, Korl, weest du noch, dat wi tohope deent heft?“

„Jawohl, ich erinnere mich“, antwortet Korl und mit Rücksicht auf seinen Gast mit einem sehr hochdeutschen Ausdruck.

Da holt Wesermann zum Schlage aus. „Segg mal, Korl, weest du noch, wat du antwurdest, as de Hauptmann frog: ‚Woran erkennt man den General?‘ Korl ist unruhig geworden und setzt sich nun mit seinem Gaste ganz abseits. Wesermann wiederholt die Frage, und in seiner Verlegenheit und seinem Ärger antwortet Korl und zwar wieder hochdeutsch: „Nein, ich erinnere mich nicht mehr!“

„Denn will ick 't di seggen,“ holt Wesermanns Heinrich aus, „do säst (sagtest), den General erkennt man an das Pferd, das einen Blässen hat.“

Ein krachendes Gelächter löste sich aus, und mit Voss' Korl seiner Vornehmheit war es vorbei.

Zwei Sprichwortgeschichten aus dem Hildesheimischen

„Meken, haalt deek an de Latten,
de Kare dei fippet!“

Der alte Kemmers erklärte diese gelegentlich angewandte Redensart folgendermaßen: Auf einem Berge bei Eberholzen habe ein Schäfer des Nachts seine Hütte und Hürde gehabt. Sein Mädchen besuchte ihn und blieb manchmal reichlich lange bei ihm in der Hütte. Das Eber-

holzer Jungvolk aber hatte das bald spitz bekommen und, schabernacksch, wie es von Natur ist, machen sich ein paar Knechte ganz leise hinter die Hütte und geben ihr einen so kräftigen Stoß, daß sie wahrhaftig den Berg hinunterkollert. In dem Schrecken hört man den Schäfer rufen: „Meken, haalt deck an de Latten, de Kare dei kippet!“

„Nöu noch einen, denn fall se weg!“

So hörte ich gelegentlich in Möllensen und dem Nachbardorfe Sönzge rufen, wenn man im Wirtshause vor dem Aufbruche stand, sich aber immer noch einen genehmigte. Als ich der Redensart auf den Grund zu kommen suchte, erzählte ein Greis, sie stamme noch von den alten Begräbnisfesten her. Man habe nämlich einmal ein altes Weib begraben müssen, das keine Angehörigen mehr hatte und auf Gemeindefkosten begraben werden mußte. Vermutlich hatte die Gemeinde auch die Zechen zu bezahlen, und da es also auf „Regimentsunkosten“ ging, so hieß es immer wieder: „Nöu noch einen, denn fall se weg!“

Das Retourbillett

Daß die Furcht vor dem Teufel nicht so groß ist, wie sie nach der Lehre der Kirche sein müßte, beweisen die zahllosen „Stippstörek“ von dem dummen und angeführten Teufel, be-

weisen die vielfachen lustigen Sprichwörter, die über den Teufel im Schwange gehen, das bestätigt auch der schnelle Witz, der auf dem Bahnhofe zu Sildesheim gemacht wurde. Ein Bauer kommt im letzten Augenblick vor Abgang des Zuges auf den Bahnhof, stürzt schweißtriefend in die dritte Klasse und ruft: „Nou kann't mienetwegen nah'n Düwele gahn!“

Ein mitreisender Prediger mahnt: „Aber, lieber Freund, wenn wir nun auch wirklich zum Teufel führen?“

„Ah,“ darauf der Bauer, „eck heww ja 'n Retourbiljet!“

Das große Ei

In Denkershausen bei Northeim darf der „Schüttenhoff“¹⁾ nur dann gefeiert werden, wenn die Kohrdommel das große Ei auf den Teich gelegt hat. Dies Ei ist aber so groß, daß es nur unter den größten Schwierigkeiten von dem Teiche gehoben werden kann und sich nur auf einem vierspännigen Wagen fortfahren läßt. Zudem muß das Ei in derselben Stunde fortgeschafft werden, in der es gelegt ist, wenn es nicht zerbrechen soll. Die Kohrdommel meldet durch ihre Rufe die Stunde an. Wenn dann Sturm ist und das Wasser in Wogen geht, muß man schleunigst den Teich walzen; dies geschieht, indem man eine Anzahl Gänse vor die Ge-

¹⁾ Schüttenhoff, Schützenfest.

meindewalze spannt. — Da der Vogel dies merkwürdige Ei nur äußerst selten legt und die Schwierigkeiten zu seiner Fortschaffung so groß sind, daß man sie nicht immer überwinden kann, so erklärt sich daraus, warum man in Denkershäusern den „Schüttenhoff“ so außerordentlich selten feiern kann. —

In dieser drolligen Weise versinnbildlicht der Volkshumor die wahre Ursache der seltenen Schüttenhoff-Feier: den geringen Wohlstand der Denkershäuser. Die Denkershäuser müssen sich's saurer werden lassen als andere, um der Scholle das nötige Brot abzurufen, denn sie haben verhältnismäßig nur wenig Land, das auch nicht sehr ertragsfähig ist.

Das königliche Aroma

Als die Königin Marie von Hannover auf der Marienburg im Leinetal weilte, war der Pastor von Groß-Lobke, der am hannoverschen Königshofe in hohem Ansehen stand, einmal zum Kaffee eingeladen. Die Königin wußte, daß er ein starker Raucher war und wollte ihm gern eine Zigarre anbieten lassen. Es stellte sich aber heraus, daß von dem edlen Kraut in den königlichen Räumen nirgends etwas zu finden war. Fatal, doch plötzlich huschte ein heimliches Lächeln über das Gesicht der hohen Frau. Sie winkte dem Lakaien und flüsterte ihm zu, er möchte der Zigarren-

tasche des Pastors, die sich wohl in seinem draußen abgelegten Überrocke finden würde, eine Zigarre entnehmen und dem Pastor präsentieren. Der Lakai fand denn auch an der bewußten Stelle die geistliche Zigarrentasche und tat nun, wie Ihre Majestät ihm geheissen hatte. Ganz beglückt von dieser Aufmerksamkeit der Königin und mit tiefstem Dank nahm der Geistliche die Zigarre und rauchte sie mit offensichtlichem Behagen. In den Augen der Königin saß der Schalk, und sie fragte: „Nun, Herr Pastor, wie gefällt Ihnen die Zigarre?“ Überwältigt von so viel Güte und Gnade, bricht der ehrwürdige Mann in das Entzücken aus: „O Majestät, königliches Aroma!“

Es soll egal sein!

Ein alter Fischer aus Celle pflegte seinen Gleichmut gegenüber den schiefen Dingen des Lebens regelmäßig in die Worte zu fassen: „Et schall egal sien!“ Nun hatte er einmal Nal-körbe in der Aller ausgelegt, die ihm öfter ausgeraubt wurden. Da sagte er dann aber doch nicht mehr: „Et schall egal sien“, sondern brachte am Ufer eine Tafel an, auf der zu lesen stand: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.“ Am anderen Morgen waren die Nale trotzdem weggeholt, und unter der Inschrift der Warnung stand der Spruch: „Dat schall egal sien!“

Pärd int Water fallen!

Der alte Holzhauer Kemmers in Möllensen, Kreis Hildesheim, erzählte mir in den achtziger Jahren: Als wir auf den Leinewiesen noch die Pferde hüteten, geschah es hin und wieder, daß ein Pferd über eine schroffe Stelle des Ufers ins Wasser stürzte und nicht wieder heraus konnte. Schnell mußte dann Hilfe herbeigeholt werden. Der Pferdehüter rannte also ins Dorf, pochte ans erste beste Fenster und rief: „Pärd int Water fallen!“ Gewöhnlich kam's dann von innen zurück, wem es gehöre, und hörte nun der betreffende Insasse, es wäre nicht sein Pferd, so konnte es wohl vorkommen, daß er entweder sehr langsam machte, bis er die Hosen anhatte, oder sich in seinem schläfrigen Zustande wieder auf die andere Seite drehte und überhaupt nicht kam. Als nun in einem solchen Falle einmal ein Pferd zugrunde gegangen war und der Hirt schwere Vorwürfe zu hören bekam, rechnete er von vornherein anders und nahm seine Zuflucht zu einer List: Fragte nämlich der Geweckte wieder, „wene härt dat Pärd?“, so antwortete er frischweg: „Jöwwe“ (Euer)! Sei, konnten die guten Leute dann aus den Federn kommen!

Der Trost

Pastor Harms in Hermannsburg, der Nefse von Ludwig Harms, besuchte einen Bauern, der vom Dach gefallen war, tröstete ihn und sagte: Die lieben Engel hätten ihn doch wunderbar behütet. Darauf der Bauer, indem er sich die Kehrsseite reibt: „Och, och, Herr Pastor, dat seggt Se woll; de leiven Engel heft mi äwer bannig up 'n Was sett.“

„Ick kenne jöck,
seggt Siemens!“

sagt man im Telleschen, wenn einer Sache nicht so recht getraut wird. Das schreibt sich daher: Amtsrichter Siemens saß einmal über zwei Bauern zu Gericht, deren einer behauptete, von dem anderen gröblich mißhandelt zu sein. Zum Beweise dessen zeigte er auf sein Gesicht, das mit einigen blauen Beulen verziert war. Der Amtsrichter redete ihnen lange in Güte zu, sich zu vertragen; der Angeklagte war auch bereit dazu, der Kläger aber nicht. „Ick heiw'n doch man bloß einen met'n Taschendaufke langet“, versicherte der Angeklagte mit dem treuherzigsten Gesicht von der Welt und schneuzte sich kräftig mit den Fingern. Amtsrichter Siemens, der auch ohnedies die Landesart gut genug kannte, nickte verständnisvoll und sagte zu dem Angeklagten: „Ick kenne jöue (euer) Taschendauf: Da nöhmet ji jue Sänne tau!“

Der Landrat auf der Säuferliste

In einem Dorfe des Kreises Einbeck kommt der Landrat in den Krug, dessen Inhaber durch seine originelle Grobheit weithin bekannt geworden war, und fordert ein Gläschen Kognak. Der Wirt stellt sich straff hin und sagt, das dürfe er ihm nicht geben. „Warum denn nicht?“ — „Weil der Herr Landrat“ — so die Antwort des Krügers — „auf der Säuferliste steht.“ Der Kreisgewaltige, der wohl noch nicht ortskundig war, ist nicht wenig empört, muß sich dann aber doch überzeugen, daß er wirklich auf der Säuferliste steht, die an der Wand hängt und die Namen der unter Aufsicht gestellten Säufer enthielt. Sie war, der amtlichen Anordnung entsprechend, öffentlich ausgehängt, und der Landrat selbst hatte sie unterschrieben. Er stand also richtig auf der Säuferliste und hat hoffentlich mitgelacht.

Das Freibier

Gelegentlich eines Manövers kehrt der Prinz von Meiningen beim Krischanvetter in Sullersfen, dem Krüger ein, um ein Glas Bier zu trinken. Auf seine Frage, was es koste, antwortet der Krischanvetter: „Och, gahn Se mant hen, Zaldaten hewwet doch kein Geld.“

Der Bockhalter

Als Heinrichvetter Böker aus Fredelsloh während des Krieges einmal durch Luethorst kam, sah er an einem Hause ein Schild, darauf stand mit großen Buchstaben:

Aug. Brandt, Bockhalter

Deckpreis 75 Pf.

Geborgt wird nicht.

Dem Heinrichvetter war nicht zum Lachen, wie er mir versicherte, aber da mußte er doch lachen.

Der vorsichtige Bauer

Wir hatten großes Manöver in der Lüneburger Heide, erzählte mir ein Ministerialrat in Berlin, selbst ein Kind der Heide. Auf einem Bauernhose mußten wir, 2 Unteroffiziere und 24 Mann, Notquartier beziehen. Die Soldaten wurden auf der Scheunendiele untergebracht, und zu den beiden Unteroffizieren sagte der Bauer, daß sie mit in seiner Kammer schlafen könnten, aber mit einem Bett vorlieb nehmen müßten. Also gingen denn die beiden Kriegsbeflissenen in die Kammer, in der zwei Betten standen, das eine an der einen, das andere gegenüber an der anderen Wand. Zu ihrem größten Staunen sahen sie in dem anderen Bette einen hübschen gebogenen Mädchenarm rosig hervorschimmern. Alle Tausend, das konnte ja

schön werden! Nun aber kommt gleich der Bauer hinterdrein, bemerkt ihr staunendes Gesicht und sagt: „Dat is min Dochter, bi de slap ick; un min Fru de slöppt bi de Deinsideern, — denn kann uns alltohope nix passieren.“

Einer, der nicht „nein“ sagen konnte

Da war ein Mann in Adenstedt, einem Dorfe im Kreise Alfeld, der immer „nä“ (nein) sagte, wenn die Leute ihm etwas anboten. Kam er nun einmal in ein Bauernhaus, wo man gerade sein Lieblingsgericht, Pfannkuchen und Salat, auf den Tisch brachte. Natürlich wurde er genötigt; — aber diesmal sagte er nichts. Sehr verwundert ruft der Bauer: „No, Chrischan, kannst du noch mähr nä seggen?“ — „Nä!“ antwortete Chrischan, um sich nun flugs hinter den Tisch zu setzen und tapfer zuzulangen.

Das Testament

Charakteristisch für die Stimmung, die das Sterbebett unseres niedersächsischen Großbauern umgibt, erscheint mir ein Zug, den die Amtspraxis eines Braunschweiger Amtsrichters zutage förderte.

Ein Vollmeter im Braunschweigischen liegt im Sterben und läßt den Amtsrichter kommen,

um das Testament aufsetzen zu lassen. Der Amtsrichter, keine dürre Aktenseele, sondern ein Menschenfreund, fühlt sich von dem Anblick des Schwerkranken ergriffen, beginnt daher zu trösten: Es wäre manchmal nicht so schlimm wie es ausähe, man müsse daher nicht verzagen — der liebe Gott könne noch alles zum besten wenden usw.

Urpötzlich unterbricht ihn die im Zimmer framende Bäuerin mit den Worten: „Herr Amtsrichter, den Pastor bruket Se hegger nech te maken; — mien Mann will't Testemente maken.“

„Recht häste, Alsche!“ stimmt der todfranke Bauer zu, und der zusammengeschlagene Amtsrichter beeilt sich natürlich, ihrem Wunsche zu willfahren. Eine halbe Stunde darauf hat der Bauer seine Seele ausgehaucht, und der Amtsrichter erkennt nun, daß die Bäuerin mit ihrer drastischen Grobheit ganz recht gehandelt hatte.

Als der Vollmeier im Himmel ankam

Eine Reihe von drolligen, zum guten Teil auch höchst derben Schwänken gibt's über die Ankunft im Himmel. Eine fromme Seele aus unsern Tagen wird sie vielleicht nur mit Ent-rüstung hören; aber dergleichen war früher im Munde des Volks keine Frivolität; es dachte sich eben seinen Gott und seine Heiligen so recht

von seinem eigenen Fleisch und Bein. Sollte man sich im Himmel wohlfühlen, so mußte es dort sein, wie man es zu Hause und in der Gemeinde gewohnt war. Charakteristisch für diese Anschauung und für das bäuerliche Selbstgefühl ist der Traum eines reichen Vollmeiers. Ihm träumte, er wäre gestorben und ginge durch den Himmel. Als er nun dem Throne Gottes nahekam, sprach Gottvater zu seinem Sohne, der zu seiner Rechten saß: „Stah up, Junge, un lat den Vullmeier da sitten!“

Geeschen Dettmer,
die Wiemengaffel und die
drei Frauen

In der Lüneburger Heide wachsen nicht nur merkwürdige Wiemengaffeln, sondern auch sehr eigenartige Menschen. Saß man mit dem kürzlich verstorbenen¹⁾ Pastor Bode in Wilsede am knisternden Buchenfeuer seines Heidehausmuseums, wurden viele dieser eigenartigen Menschen, die längst dahingingen, mitsamt ihren absonderlichen Zeitverhältnissen wieder lebendig. Dann lebte auch Geeschen Dettmer, eine ragende Gestalt aus der alten Heidebauernzeit, wieder auf. In Nordkampen bei Kirchbolzen ansässig, war er lange Junggeselle geblieben, nicht etwa, weil er keine Frau gemocht

¹⁾ Juli 1927.

hätte, sondern vielmehr weil er sie nicht so bekam, wie sie in seine Rechnung paßte. Er hatte nämlich einen sehr verschuldeten Hof übernommen, und die Mädchen, die für ihn in Betracht kamen, scheuten sich vor den Lasten des Hofes, trotzdem sie damals noch nicht so lastenscheu waren, wie so manche von heute. Aber Geeschen Dettmer stand seinen Mann und wirtschaftete auf seinem Hofe, daß man sah, käme noch eine Frau dazu, die Sehnen in den Armen und Segen im Schoß hätte, würde er schon vorankommen. Nach einigen Anstrengungen fand Geeschen denn auch eine, die Sehnen und Silber hatte, so viel Silber sogar, daß er seine gesamten „Klipperschulden“ bezahlen konnte.

Freilich drückten die Hypothekenschulden noch arg auf seine Dächer, so daß er mit seiner Frau und dem wenigen Gesinde von früh bis spät rackern mußte, um nur die Zinsen rechtzeitig aufzubringen. Denn so groß der Hof zwischen den alten Eichen dalag, so wenig ergiebig waren bei der damaligen Wirtschaftsweise die Ernten. Dennoch verbesserten sich seine Verhältnisse nach der Heirat zusehends. Als er nach ein paar Jahren seine Frau verlor und dessentwegen zum Pastor nach Kirchbolzen ging, genoß er schon ein ganz anderes Ansehen als damals, da er sich die Frau suchte.

Nur vier oder fünf Jahre hatte er sie gehabt, trüchtige Jahre fürwahr. Zuerst ganz traurig über den schweren Verlust, begannen

seine Gedanken doch schon zu spekulieren, und bald sagte er sich, er kriegte zum anderen Male gewiß beträchtlich leichter eine Frau als im ersten Falle. Ja, womöglich fände er eine, die so viel Geld hätte, daß er seine Hypothekenschulden mit einem Schlage würde bezahlen können. Sei, das wäre fein! Heftig zündete der Gedanke in ihm, doch ließ er sich nichts aus, wartete die übliche Trauerzeit in allen Ehren ab und fand dann auch ohne große Mühe eine zweite Frau, die wahrhaftig so viel Geld hatte, daß er seine gesamten Hypothekenschulden damit ablösen konnte.

Nun hatte er schon ein großes Ansehen, und als wieder mal Kirchenvorstandswahl war, wurde Geeschen Dettmer beinahe einstimmig zum Kirchenvorsteher gewählt. Als solcher mußte er abwechselnd mit den andern Kirchenvorstehern den Klingelbeutel tragen. Es war ein Ehrendienst im Hause Gottes; aber er hatte doch eine Heidenangst davor. Nicht vor Gott fürchtete er sich, sondern vor den Augen der Frommen. Er konnte wohl mit Forke, Spaten, Gaffel und Dreschflegel umgehen, doch nicht mit so'm Dinge, an dessen Ende ein Beutel hängt und ein Glöckchen klingt. In dieser Not fiel sein hellgraues Auge auf die Wiemengaffel, die im Flett in der Ecke lehnte, wo das Sandtuch hing und der „Kattentrail“¹⁾ stand und immer bei der Hand sein

¹⁾ Bagennäpfchen.

mußte, wenn man Rauchfleisch, das im Flett-
wiemen¹⁾ hing, herunterholen wollte. Ihre
Merkwürdigkeit bestand darin, daß die beiden
Enden der Gabel in gleicher Höhe sich noch
einmal gabelten. Eine Naturmerkwürdigkeit
von äußerster Seltenheit und deshalb beson-
ders hochgehalten.

Demgemäß traf man in den alten Bauern-
häusern der Seide nur ganz selten auf eine der-
artige naturechte Gaffel, wie Geeschen Dettmer
sie hatte. Waren die Seidschnuckenschäfer, auf
deren Entdeckeraugen fast alle derartigen na-
turechten Gaffeln zurückzuführen sind, nicht
von besonderen Glücksfällen begünstigt, konn-
ten oft Jahre vergehen, eh' ihre suchenden
Augen auf einen solchen Naturwuchs mit der
urwüchsigen dreifachen Gabelung stießen. Man
findet deshalb in den Bauernhäusern der Seide
vorwiegend kleinere Gabeln, die der Schmied
anfertigte.

So verstehen wir schon, daß Geeschen Dett-
mer seine Wiemengaffel für das ehrwürdigste
Stück seines Hausrats hielt, sie sorglich hütete
und nicht mißachten ließ. Vom langen Ge-
brauch in dem rauchigen Flett stark gebräunt
und wie poliert, glich sie beinahe dem glatten
Stiel des Klingelbeutels. Unwillkürlich fiel
Geeschen Dettmer diese Gleichartigkeit ein, und
von dem einen Gedanken war es nur ein kurzer
Sprung bis zu dem andern: Er nahm die Gaf-

¹⁾ Räucherboden.

fel aus der Ecke und hielt sie so, wie der Klingelbeutel beim Einsammeln der Pfennige in der Kirche zu halten war. So in Fluß gekommen, stellte er sich vor, es wäre wirklich der Klingelbeutelstoß, und da seine Augen zugleich auf die Kühe fielen, die ihren Stand längs der Scheumendiele hatten, so dachte er sie sich als die andächtige Gemeinde und begann nun allen Ernstes, sich mit der Wiemengaffel vor seinen Kühen auf den Klingelbeutel einzuüben. Dabei — so erzählt man — kam er der ohnehin etwas unruhigen Blessekuh mit der Gaffel so nahe an den Kopf, daß sie ihn abwehrend schüttelte. Er legte sich das so zurecht, als wollte sie nichts geben und sagte: „Na, du hast woll nix?“

Die Bäume blühten und wurden kahl, und — was soll ich sagen — nach ein paar Jahren wurde Geeschen Dettmer zum zweiten Male Witwer. Traurig machte er sich wieder auf den Weg zum Pastor Matthäi in Kirchbolzen, ihm den Tod anzuzeigen und den geistlichen Trost zu empfangen. Auf dem Rückwege aber fingen seine behenden Gedanken von neuem an zu spekulieren. Natürlich hielt er die übliche Trauerzeit auch diesmal sorgsam inne, ließ indes unter der Hand die Augen herumgehen und bei einer haltmachen, die ein ganz großes Vermögen hatte. Glaubts oder glaubts nicht, als das Trauerjahr um war, dauerte es keinen Monat mehr, da führte er die dritte Frau heim

und eine „kolossale Mitgift“ dazu, Silber und Gold in Fülle.

So hatte Geeschen Dettmer schließlich alle seine Schulden bezahlt und obendrein noch Tausende verliehen. Er hätte nachgerade von Zinsen leben können, wenn's ihm danach gegangen wäre. Doch nicht um eine Million hätte er Pflug und Flegel aus der Hand gegeben.

Die Bäume blühten und wurden fahl, und ein eigenes Geschick wollte es, daß wieder nach drei oder vier Jahren auch die dritte Frau starb.

Also machte er sich abermals auf den Weg nach Kirchbolzen, um dem Pastor den Tod anzumelden. Er scheuerte sich vor dem Pfarrhause umständlich die Schuhe ab, trat mit einiger Verlegenheit in das Studierstübchen, drehte die Mütze in der Hand, drückte und wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Da wandte sich der Pastor, der nachdenklich an seinem Schreibtisch saß, nach ihm um und fragte: „Na, lieber Dettmer, was ist — was haben Sie denn?“

„Herr Pastor,“ glückste es ihm aus der Kehle, „ick' mutt schon lachen, eh ick't mant seggen do — miene Fru is all wedder dod!“ — —

Ob der wackere Heidebauer das „Geschäft“ in dieser Weise noch weiter fortgesetzt hat, habe ich nicht mehr feststellen können.

Bauerndenken ist immer zweckgemäß, immer auf den Ertrag gerichtet, und so versteht man vielleicht die Herkunft des Sprichwortes, das

man im Lüneburgischen (und auch anderswo) hören kann, mag es längst keine Geltung mehr haben (?): „Wenn der Bauer Glück hat, stehen die Kühe und fallen die Frauen.“

Die merkwürdige Wiemengaffel aber, das sei nicht vergessen, hat Pastor Bode nach Geeschen Dettmers Tode für sein Heidemuseum in Wilsede erworben, wo sie heute noch jeder sehen und befühlen kann.

Anmerkung:

Wiemen, unter der Decke angebrachtes Stangenwerk zum Aufhängen des Rauchfleisches; gewöhnlicher das Stangen- oder Brettergestell in der Balkenecke eines Stalles als Ruheort der Hühner (Hühnerstall). Gaffel, Geffel (in Südhannover Giffel) bedeutet Gabel, Stangengabel mit zwei Enden, wie man sie auch zum Stützen, oder beim Dreschen zum Strohauffschütten („Schüddegiffel“) gebraucht. Es sei noch erinnert an Gaffelsegel, Segelstange mit gabelförmigem Ende.

Die lustigen Mecklenburger

Warum Küster Kruse noch einmal heiraten mußte.

Das war in der noch nicht so lange verdampften Mecklenburgischen Zeit, da der 24. Oktober als Ziehtag galt für alle Knechte und Mägde, für alle Gutseingesessenen überhaupt, insonderheit aber auch für den ritterschaftlichen Küster, der zugleich Schulmeister war und nun der Held dieser kleinen Geschichte ist.

Dem Ziehtag ging eine halbjährige Kündigung voraus, die der Küster in der Regel mehr zu fürchten hatte, als sonst ein Gutsangehöriger, denn Knechte und Mägde und Tagelöhner brauchte man mehr als Schulmeister, die, nach der damaligen Anschauung, eigentlich gar nicht unumgänglich nötig waren. Jedenfalls gab es ihrer in dem Obotritenlande mehr, als man bewältigen konnte oder wollte.

So hatte auch Küster Kruse in Lüttchenworth alle Ursache, den Kündigungstag, der auf Ostern fiel, zu scheuen; denn gekündigt, hätte er am 24. Oktober mit Sack und Pack davonziehen müssen, womöglich ohne sobald wieder eine neue Stelle zu finden. War doch auch sein Prüfungszeugnis nicht aus lauter Rosen zu-

sammengesetzt. Er hatte sich als geweckter Büdnerjunge mit Hilfe eines alten Lehrers allein vorbereitet und beim Präpositus prüfen lassen und war glimpflich durchgekommen, weil er großartig sang, auch die Orgel schon gewandt zu spielen wußte. In anderer Hinsicht hatte es freilich sehr gehapert, namentlich in der Bruchrechnung. Immerhin blieb ihm die Hoffnung, daß gutes Singen und Orgelspielen auch bei anderen Schul- und Kirchenpatronen ausschlaggebender war, als sonstiges Wissen und Können. Dieser seiner musikalischen Eigenschaften wegen brauchte er auch nicht lange zu warten, bis er seine erste Küsterstelle erhielt.

Das küsterliche Einkommen bestand in der Hauptsache aus Naturalien, die Rittergut, Bauern- und Büdnerschaft in der Woche nach Erntedankfest zu liefern hatten. Dazu kamen die baren Schultaler, deren es, von bestimmten Ausnahmen abgesehen, so viele gab wie Kinder in den Schulbänken. Denn jedes Kind, das die Familie zur Schule schickte, kostete einen Taler, ausgenommen das fünfte und weitere Kind, das nicht mitzählte. Die Küster pflegten übrigens durchweg auch selbst Landwirtschaft zu treiben, also Vieh zu halten, zu ackern und eigene Ernten einzubringen. Somit brauchten sie, selbst wenn ihnen wie gewöhnlich viele eigene Kinder erblüht waren, keine eigentliche Not zu leiden, mochten sie auch gerade keine großen Sprünge machen können.

Küster Kruse insbesondere saß geradezu in der Wolle, seitdem er die Kirchschulstelle in Lüttchenworth innehatte.

Wäre nur Herr von Bockhorn, der Patron, nicht gar so genau und streng gewesen! Da steckte der Dorn im Fleisch des Küsteramts. Ewig waren seine Augen und Ohren auf der Suche nach einer Ungehörigkeit, und nicht das geringste Versehen blieb ungerügt. Schon, wenn die Betglocke nicht auf die Minute gezogen wurde, fuhr Blitz und Donner vom Schloß hernieder.

v. Bockhorn war ein sehr kirchlicher Mann, mit dem Propste, der im Gutsdorfe seinen Sitz hatte, ein Herz und eine Seele und versäumte selten den Gottesdienst. Nach Kruses Meinung ging er allerdings nur deshalb so eifrig in die Kirche, um nachzusehen, ob der Küster auch sorgfältig Staub gewischt hatte. Er pflegte dann angesichts der Kirchengemeinde mit dem Finger über Altar und Gestühl zu streichen, und wehe, wenn sich noch irgendwo, wenn sich gar auf dem großen Schnitzwerke des Patronatsgestühls mit dem gutherrlichen Wappen, das einen stoßenden Widder darstellte, ein Stäublein fand! Der drohende Blick nach der Orgel hinüber, wo der arme Sünder erzitternd in den Noten blätterte, sagte gerade genug. Die ganze Kirchengemeinde zitterte mit, denn Küster Kruse war trotz gewisser Unzulänglichkeiten eine bei jung und alt wohlgeleitene Persönlichkeit.

Solange Kruses Frau noch lebte und die zahlreichen Kinder noch nicht alle ausgeflogen waren, sorgten sie schon nach Kräften dafür, daß dem Kirchenpatron möglichst kein Grund zu Tadeln gegeben wurde. Nun aber lag seine Frau, die durch 35 Jahre Freud und Leid mit ihm geteilt hatte, unter dem blumengeschmückten Hügel vor seinem Kammerfenster (denn das niedrige Schulhaus stieß unmittelbar an den Kirchhof), und die Kinder waren in alle Winde hinausgezogen. Kruse stand im 60. Lebensjahre und war somit ganz auf sich allein gestellt, kam deshalb aus der Angst und Sorge um seine Stelle, da ihm immer etwas mißglückte, gar nicht mehr heraus.

Die Leute merkten seine Gedrücktheit, dachten hauptsächlich an das Staubwischen, Kirchenfegen und Glockenläuten und rieten ihm, sich doch wieder eine Frau zu nehmen, damit er eine Gehilfin hätte, die um ihn sei, wie es in der Bibel hieß. Kruse hielt dem entgegen, er wäre nun bald 60, wer ihn da noch wolle und wohin er da winken solle? Nun stachelte man ihn, ob er denn keine Augen im Kopf hätte, ob er nicht sähe, wie Alma Neese, die frühere Köchin des Herrn v. Bockhorn, die jetzt bei ihrer Schwester lebte, alle Tage zweimal am Schulhause vorbeiginge? Einmal die Augen links, das andere Mal die Augen rechts, um immer in die Fenster des Schulhauses sehen zu können.

Kruse bekreuzigte sich. Die verschrumpfte Schönheit von dazumal mit ihrem Herrschaftsdünkel? Gott sollte ihn bewahren.

Ei, sie hätte doch auf dem Schlosse so feine Manieren gelernt, stände auch bei dem Gutsherrn noch so sehr in Gunst, daß sie sicher sein Schutzensengel werden könne, gab ihm ein alter Bauer, der es gut mit ihm meinte, aber den Schalk im Nacken hatte, zu verstehen.

Selbst das zog nicht. Kruse wollte von Alma Neese nichts wissen, so sehr ihm auch in trüben Stunden der Schutzensengel einleuchtete. Kurzum, Kruse blieb einsam und allein, und es ging eben so, wie es immer geht, wenn einer ständig das bekannte scharfgeschnittene Schwert über seinem Haupte fühlt: Man vergißt, versäumt, überhastet sich, stolpert im Übereifer und stößt Kind und Kegel um.

Ein Beispiel nur: Es war Abendmahlsfeier gewesen, an der nicht weniger als 300 Abendmahlsgäste teilgenommen hatten, sodas die längsten Kirchengesänge gespielt werden mußten. Da Kruse neben seinem Organistendienst den Altar zu bedienen, also von Zeit zu Zeit den Kelch neu zu füllen hatte, half ein junger Nachbarslehrer bei dieser Feier die Orgel spielen. Als nun der Küster hinter dem Altar den Wein eingoß, empfing Alma Neese, die in jenem Augenblick unter den Abendmahlsgästen am Altar stand, gerade die Hostie. Vielleicht dachte sie dabei mehr an Kruse als an den

Seiland, denn um die Altarecke schielend, bemerkte sie, daß der Küster, bei dem vielen Einschenken offenbar durstig und begehrlieh geworden und sich unbemerkt glaubend, einen tüchtigen Schluck aus dem Kelche nahm.

An demselben Mittage hatte Witts Mutter, die gutherzige Nachbarsfrau, die die notwendigsten Frauendienste im Schulhause verrichtete, „Kloppschinken“, Kruses Lieblingsgericht, bereitet, das möglichst heiß genossen werden muß. Da sich nun die Abfertigung der 300 Abendmahlsgäste ganz arg in die Länge zog, ließ Kruse nach dem Schluß des Gottesdienstes die Abendmahlsgeschirre, die sonst gleich zu säubern und ins Propsthause zu bringen waren, auf dem Altar stehen, um der „Kloppschinken“ wegen schnell nach Hause zu kommen. Nur eine angebrochene, aber nicht leer gewordene Flasche nahm er mit, Kelch und Kanne wollte er dann gleich nach dem Essen an Ort und Stelle bringen.

Kaum mit dem „Kloppschinken“ fertig, der ihm heute außerordentlich mundete, zumal da er noch den Rest des Abendmahlswins hat dazu trinken können, kommt Bur Alms aus dem Nachbardorfe, ladet ihn zur Kindtaufe ein und nötigt ihn, sogleich mitzufahren. Darüber vergißt Kruse die Abendmahlsgeschirre wie das Abschließen der Kirche und läßt sich vergnügt davonfahren.

Es wurde eine gar fröhliche Feier, die bis

weit über Mitternacht hinaus dauerte. Alle unterdrückten Geister Kruses erwachten, und die Kindtaufsgäste freuten sich, denn so ausgelassen lustig hatten sie ihren Küster kaum gesehen. Noch auf dem Heimwege, zu dem er viel Zeit brauchte, trällerte er ein ulkiges Liedchen für sich hin. Je klarer aber auf diesem Marsche sein Kopf wurde, desto offenkundiger dämmerte etwas Fatales, Beängstigendes in seiner Seele. War nicht . . . ja, war denn nicht eine unter den Taufgästen gewesen, der er besser hätte aus dem Wege gehen sollen? Himmel Herrgott, wenn er in seiner stark angeheiterten Verfassung nur nicht eine richtige Dummheit gemacht hatte! Er schüttelte die etwas gewaltsamen Gedanken unwillig ab, wollte sich mit ihnen ganz und gar nicht einlassen, wollte überhaupt nicht denken, jetzt, wo er, endlich daheim angekommen, so matt und müde war.

Etwas recht umständlich ins Bett gekommen, fallen ihm dann plötzlich die vergessenen Abendmahlsgeräte ein. Schockschwerenot auch! Also wieder aus den Federn und gleich aus dem niedrigen Kammerfenster auf den Kirchhof gesprungen, um das Versäumte nachzuholen. Dabei hätte er fast den Blumentopf auf dem Grabe seiner Frau umgestoßen. Zeller Mondschein spielt auf den Kreuzen der Gräber und auf dem grauen Dach der alten Kirche. Seine Füße stoßen, denn mitten zwischen den Gräbern glaubt er mit einem Male etwas Unheimliches, Gespen-

stisches wahrzunehmen. Es ist, als käme ein Geist zwischen den Hügeln daher. Seine Haare sträuben sich, er stößt einen unartikulierten Schrei aus und stürzt nach dem Schulhause zurück, wo er schauernd zusammenbricht.

Spät am Morgen — es waren zum Glück Ferientage — erwachte Kruse mit einem sehr dumpfen, schmerzhaften und völlig unklaren Kopfe. Er überdachte die Vorgänge der Nacht und schnellte jählings in die Höhe. Die Abendmahlsgesetze, mein Gott, die Abendmahlsgesetze! Wenn der Patron sähe und wenn der Propst sähe, was er in seiner Gass, Vergeßlichkeit und Gespensterfurcht verpudelt hatte! Kaum steckte das erste Bein in der Hose, als ihn ein anderer noch viel größerer Schrecken durchfuhr: War nicht Alma Neese, die ehemalige Gutsköchin, mit auf der Kindtaufe gewesen? Und . . . — er rieb sich die Stirn, rannte auf und ab und hätte sie beinahe gegen Martin Luther an der Wand gestoßen. Ja, hatte sie ihn nicht mit heimlicher Bosheit gefragt, ob der Wein hinter dem Altar gut geschmeckt hätte? Gott und Vater! Und — war er ihr nicht im Überschwang seiner Kindtaufstimmung und unter dem Drucke seiner Angst, sie könnte ihn verraten, um den Hals gefallen, ohne recht zu wissen, was er tat? O je, hatte er ihr nicht gar einen Kuß gegeben unter dem donnernden Beifall der Kindtaufsgäste? Brrr! Er schüttelte sich, wenn er an die verwelkte

Schönheit mit den frostigen und hochmütigen Gesichtszügen dachte und begriff ganz und gar nicht, es so weit getrieben zu haben. Wenn nun davon geredet würde, und es käme an den Propst und an den Patron!? Oh, Gnade Gott! Ja, noch schlimmer und gar nicht abzu- sehen, wie schlimm, wenn Fräulein Alma Neese am Ende die Sache anders und ernstlicher auffaßte, als sie gemeint war und nun womöglich geheiratet sein wollte? Je mehr er sein Erinnerungsvermögen anstrengte, desto deutlicher sah er, wie naturwidrig verschämt sie getan und wie sie bei dem Kusse die blaß- blauen Augen von unten nach oben gedreht hatte, als ob sie eine große Süßigkeit genösse.

So Schweres er in seinem Leben schon getragen und ausgestanden hatte, so schwer belastet wie jetzt glaubte er sich noch nie gefühlt zu haben. Scheu um sich blickend, ob ihn jemand sähe, schlich er in die Kirche, um nun endlich Kelch und Kanne nebst dem Hostien- behälter an die zuständige Stelle zu bringen.

Der Propst, der schon auf ihn gewartet hat, runzelt arg die Stirn und fährt ihn an: „Na, wohl vergessen?“

„Nein, nein, Herr Propst,“ vergißt sich unser Küster in seiner Schwachheit wahrheits- widrig zu versichern, er hätte die Geräte der Eile wegen im Schulhause eingeschlossen, um sie heute ins Propsthaus zu bringen.

Der Propst hat aber am vorigen Nachmittage,

als er über den Kirchhof ging, zu seinem nicht geringen Verdruss gesehen, daß die Kirche offenstand und die Abendmahlsgeräte noch auf dem Altare funkelten, als die Sonne auf sie schien. Und er hält dem Ärmsten die Lüge mit scharfem Wort vor.

Der Küster klappt zusammen, bekennt zerknirscht seine Schuld und bittet um Vergebung, bittet besonders, doch dem Herrn Patron nichts zu sagen; es solle auch gewiß nicht wieder vorkommen.

Ob er auf die Erfüllung dieser Bitte wirklich rechnen konnte? Propst und Guts herr hielten fest zusammen, und die Ungnade des einen bedeutete immer auch die Ungnade des anderen.

Wahrhaftig, es stand schlecht um des Küsters Sicherheit, jämmerlich schlecht. Der Patron, wenn er vorüberging, erwiderte seinen tiefen Gruß mit einem bösen Blick und grüßte kaum wieder, und der Propst sah ganz über ihn hinweg, seit er den Unglückseligen auf der Lüge ertappt hatte. Brauchte nur noch der Trunk aus dem Abendmahlskelche hinter dem Altar an die große Glocke zu kommen, so war er geliefert, ganz und gar. Eine schwache Hoffnung setzte er noch auf die Gräfin von Köstritz, die Tante des Herrn v. Bockhorn, die gelegentlich ihrer häufigen Besuche regelmäßig zur Kirche kam und einmal zu ihm gesagt hatte, er wäre ein „Goldküster“, weil er eine so großartige Stimme hätte und so wundervoll Orgel spiele.

Ob er sich ihr in der Not wohl anvertrauen, sie um ihre Fürsprache bitten könne? überlegte Kruse eine ganze Nacht hindurch. Als nun die Gräfin am nächsten Sonntag wieder in Begleitung ihres Neffen den Gottesdienst besuchte, da entlockte Kruse seiner Kehle und seiner Orgel derart gewaltige und süße Töne, daß alles auffah und sich wunderte. Das war dem Patron aber anscheinend auch nicht recht, denn er schüttelte mißmutig den Kopf, wie Kruse hernach von den Nachbarn hörte, und da schwand ihm auch die Hoffnung, die er auf die Gräfin gesetzt hatte.

Ja, wer klopfte da; wer kam da, als er eben sein karges, von der Nachbarin bereitetes Mittagessen verzehrt hatte? Keine geringere, als die veraltete und gealterte frühere Schlossköchin Alma Neese, in breitem, fast krinolinartig gebauschtem Kleide, mit blankem Scheitel und turbanartig aufgestecktem Haar.

Der langaufgeschossene Küster will sich im ersten Augenblick noch länger machen, flappt indes zusammen wie ein Taschenmesser und nötigt sie höflich auf das Kanapee, über dessen kalten schwarzen Lederbezug er rasch mit dem Taschentuche wischt. Sie will sich erst sträuben und gibt vor, nicht lange Zeit zu haben, will ihm aber doch die Ruhe nicht mitnehmen, rafft darum ihr Kleid zusammen und setzt sich nach der einen Ecke zu, indem sie nun ihrerseits eine einladende Bewegung nach der anderen Ecke macht.

Noch bleibt Kruse inmitten der Stube stehen, bietet indes all seine Artigkeit und alle Diplomatie auf, deren er fähig ist, um Fräulein Alma günstig für sich zu stimmen und auch wieder nicht zu günstig. Im Notfall, schoß es ihm durchs Hirn, konnte sie vielleicht besser als die Gräfin beim Herrn Patron ein gutes Wort für ihn einlegen, bei dem sie, wie man ja wußte, immer noch einen Stein im Brette hatte. Er war sich über seine Haltung ihr gegenüber noch nicht völlig klar geworden, als sie plötzlich nach dem Zipfel seines langen schwarzen Rockes griff und ihn in die andere Ecke des Sofas zog. Nun saß er wirklich da und versuchte zu lachen, so unbefangen wie möglich.

„Ja, lieber Herr Kruse,“ fing Fräulein Neese jetzt ohne alle Umschweife an, was denn aus ihnen werden solle? Er hätte sie doch auf der Kindtaufe vor allen Leuten in die Arme genommen und geküßt? — Dabei näherte sie sich ihm mehr und mehr und gab ihm zu verstehen, daß alle, die es gesehen hätten, davon sprächen und es für ausgemacht hielten, daß der Küster sie heiraten würde. Ohne Zweifel wäre doch ihre jungfräuliche Ehre dadurch sehr in Mitleidenschaft gezogen.

Kruse erschrak, daß er kalkweiß wurde und drückte sich wie ein Igel tief in die Ecke. Mit seinen sechzig Jahren nochmal Hochzeit halten, das ginge doch nicht gut an, wagte er endlich zu erwidern. Da lachten ja die Leute und Kin-

der über. Sie möge ihm eine gute Freundin sein und bleiben, den Gedanken an eine Heirat aber um Gotteswillen nicht weiter verfolgen.

War das ein Blitz? Ja, ein Blitz aus ihren blaßblauen Augen. „Herr Kruse, das hätten Sie eher bedenken und hätten das Umarmen und Küssen sein lassen sollen,“ schoß sie auf ihn los. Der „kleine Kausch“ entschuldige ihn nicht, denn als Küster und als sechzigjähriger Mann müsse er wissen, wieviel er trinken dürfe. Was er wohl meine, wenn der Herr Propst davon erführe, vom Herrn Patron ganz zu schweigen, daß er als Küster unbescholtene tugend-same Mädchen umarme und küsse, ohne sich der Pflicht bewußt zu werden, die doch unter ehrenhaften Leuten daraus gefolgert werden müsse. Nur, weil sie es so gut mit ihm meine, ihm auch sonst immer recht zugetan gewesen sei — hierbei rückte sie noch näher nach ihm hin — sage sie nicht davon aus, wie sie auch nicht davon gesprochen hätte und sprechen würde, daß er hinter dem Altare aus dem Abendmahlsfelche . . .

Kruse sprang auf und lief durchs Zimmer. Der Rest des Abendmahlweins käme doch dem Küster zu, stammelte er.

Es wäre noch lange kein Rest gewesen, hätten doch an die 200 Abendmahlsgäste noch davon trinken müssen, hielt sie ihm entgegen; und was er wohl meine, wenn der Propst und der

Patron von einer solchen unheiligen Handlung hinter dem Altar erföhren.

Oh, grundgütiger Gott!

Die Stubenbalken, ohnehin sehr niedrig, schienen noch niedriger geworden, schienen jäh zusammenzurücken, als Küster Kruse in seiner jähen Art wie in selbstmörderischer Absicht auf Fräulein Alma Neese losstürzte und sie mit beiden Armen heftig umschlang. Es sah aus wie Leidenschaftlichkeit und war doch die hellste Verzweiflung. So freudig überrascht war Fräulein Alma, daß sie laut aufjuchte, ihn wieder umschlang und dreimal küßte, erst noch wie verschämt, dann ganz närrisch, als hätte sie schon zu lange danach gedürstet.

So wurden Alma Neese und Küster Kruse wahrhaftigen Gott noch ein Paar. Der Propst traute es, und der Patron machte ein großes Hochzeitsgeschenk.

Es war natürlich eine Art Vernunftehe, die da auf so schnurrige und heikle Art entstand, gewiß; doch wie alle Leute zu Lüttchenworth zu erzählen wissen, die dann und wann ins Küsterhaus kommen, ist sie nicht schlecht ausgefallen, wahrhaftig nicht. Zwar zog Frau Alma Kruse nun die Mannestiefel an und regierte unumschränkt in der Küsterei. Denn Kruse hatte in der langen Angstigung seiner Seele seine Mannhaftigkeit beinahe ganz eingebüßt; dafür tauschte er nun die Ruhe und Sorglosigkeit seines Alters ein. Seine Frau

übernahm allen Staub der Kirche und Schule und hielt so eifrig auf Ordnung im Kirchen- und Schuldienst, daß der Patron fortan keine, ja, wirklich keine Ursache mehr fand, gegen seinen Küster ungehalten zu sein.

Kruse erreichte das schöne Alter von 75 Jahren und ging, versöhnt mit Gott und der Welt, in Frieden zur ewigen Ruhe ein, aufrichtig betrauert von seiner Frau und der ganzen Kirchengemeinde.

Stövhasen Mudder

(1918.)

Das war im Jahre 1843, als in Goldenstedt im Mecklenburgischen dem Bauern Krull ein rundliches Töchterchen geboren wurde, das sie auf den Namen Mine taufte. Sie wuchs in vollem Wohlstande auf, denn auf dem väterlichen Hofe gingen vier Pferde, gehen auch heute noch darauf. „Vier Pier, as wenn se ut'n Backamen wältert sind.“ Sie hatte einen guten Kopf „taun liehren“ und erhielt darum noch „'n bischen extra Schaulünnerricht“. „Ick kün'n gaud schriewen, ick harr männigmahl „ziemlich“ ünner mien Schriewbäuker.“ Goldenstedt hatte aber auch einen „ganz großartigen Küster“, versichert die ehemalige Mine Krull, jetzt „Stövhasen Mudder“ und läßt uns einen Einblick in ihren Reichtum von Gesangbuchliedern und Bibelsprüchen tun.

Die Zahl der Lieder und Sprüche, die sie noch so frisch auswendig weiß wie ein Mädchen, das zur Pfarre geht, ist in der That überaus groß. „Dat is all in mienen Kopp“, rühmt sie sich gern. Auch ihren Einsegnungspruch weiß sie noch, ebenso alle Gebete, die sie in der Schule und im Elternhause gelernt hat. Abends, wenn sie mit der Mutter zu Bette ging, betete man:

„Fürchte Gott und liebe Tum . . .“

Als ich, mit dem Notizbuch in der Hand, das mir unbekanntes Wort „Tum“ nochmal fragend hervorhebe, nickt Stövhasen Mudder und sagt: „Ja, so schriewen Se man hen.“ Ob es nicht Tugend heißen solle, fragte ich, und das war sie auch zufrieden. Auf den Wortlaut kam es ihr so genau nicht an, es genügte der fromme Sinn des Gesanges.

Ihr Vater starb schon sehr früh, und da weinte die Mutter so sehr, daß die Tränen ins Grab fielen. Die gute Mutter folgte ihm nur allzu schnell nach. Schon vom Gräwnis an hat sie „gequent“. Wie sie selbst sagte, kam das davon, weil sie ihre Tränen hatte ins Grab fallen lassen.

Als sie nun um Weihnachten auf dem Sterbette lag, warnte sie ihre Kinder, so zu weinen, daß Tränen ins Grab fielen. In ihrem letzten Stündlein schrien aber die sieben Kinder so sehr, daß die Mutter wieder aufwachte. Sie lebte noch einen ganzen Tag und vermahnte ihre Kinder: „Wenn ick nu wedder dot bliew, denn

lat mi ruhig slapen. Wo wier dat da schön, wo ich wier. De leiw Gott sorgt vör juch."

Der frühe Tod der Eltern brachte es mit sich, daß die Kinder vorzeitig auseinandergingen und zum Teil bei fremden Leuten dienen mußten. Stövhasen Mudder hat 24 Jahre gedient, aber nur drei Stellen gehabt. Im Kruge zu Picher, einem großen Dorfe mit 60 Bauern, sowie mit „'n groten un lütten Küster", ist sie allein 10 Jahre gewesen. Die Trinkgelder, die sie im Picherkruge erhielt, wurden in eine hölzerne Sparbüchse getan und sorglich gehegt. Oft besuchte sie ihr großer Bruder, der nach ihrer Beteuerung solche Kräfte hatte, daß er einen Kempen von vierhundert bis fünfhundert Pfund allein auf den Wagen laden konnte. Nur waren die Kräfte kein bares Geld. In ihrer Gutmütigkeit hat sie ihm manchmal ausgeholfen, damit er sich eine Zigarre kaufen und einen Schoppen trinken konnte. Es solle ihr alles vergolten werden, hatte er versichert, wenn nur erst der Hof in seiner Hand wäre. Die anderen Geschwister machten ihr freilich Vorwürfe, daß sie für den großen Bruder soviel Geld hingäbe. Sie ließ sich nicht beirren und hat sich in ihm auch nicht getäuscht.

Daß Stövhasen Mudder ein ungemein tüchtiges und unermüdlich fleißiges Mädchen war, bei groß und klein gleich beliebt, kann sie sich selbst mit Sug und Recht bezeugen.

Einen besonderen Fall führt sie an, der uns

zeigt, wie viel sie bei den Leuten galt. Als nämlich Großherzog Franz II. einmal zur Erntezeit durch die Feldmark geritten kam, fiel ihr die große Ehre zu, ihn nach althergebrachter Sitte zu „binden“. Sie nahm also eine Hand voll Kornähren, machte einen tiefen Knicks vor dem hohen Herrn, wand die Ähren um seinen Arm und sprach beherzt:

„Ich will den Herrn binden
Mit Freuden und mit Ehren,
Der Herr der möcht' so gute sein
Und schenken mir ein Gäbelein,
Das Gäbelein sei groß oder klein,
Damit will ich zufrieden sein.“

Der Großherzog ließ sie lächelnd gewähren, drückte ihr ein Goldstück in die Hand und ritt huldvoll grüßend davon.

Als Tochter vom „groten Burenhofe“ wollte sie doch nicht gerade einen Tagelöhner freien, und so freute sie sich, als ein Briefträger kam. Der ist dann aber noch vor der Hochzeit tödlich verunglückt, und da hat sie den Witmann Stövhase geheiratet, einmal, weil er ein richtiger Bauer war und sie nicht immer bei fremden Leuten dienen wollte, dann und vornehmlich auch, weil die mutterlosen Kinder sie jammerten.

Seine erste Frau hatte ihm nämlich acht Kinder hinterlassen, zum Teil noch so klein, daß sie ohne liebevolle mütterliche Pflege nicht hätten gedeihen können. Die acht Kinder griffen sie ans Herz, wenn sie nur daran dachte; ja, sie konnte vor diesem Gedanken manchmal nicht

einschlafen, so müde sie sich den Tag über auch gearbeitet hatte.

Also heiratete sie den Witmann und ging fest ans Werk, wurde den Kindern eine wirkliche und wahrhaftige Mutter, und es hätte alles schön und gut werden können.

Aber ihr Stövhasse war vom Schnapsteufel besessen, führte die lauteste Stimme im Wirtshause, vernachlässigte die Wirtschaft, machte Schulden über Schulden und — prügelte seine Frau, als wäre sie ein Pferd. Sie erzählt das, als wäre gar nichts so Besonderes dabei.

Trotz dieses Klends kamen noch sieben Kinder, in jedem Jahre eins, als wunder wie schön es auf der Welt wäre. Aber man kann's den lieben kleinen Menschenkindern doch nicht wehren. —

So galt es nicht weniger als fünfzehn Kinder zu versorgen. Fünfzehn Kinder, Sut ab!

Unendlich schwer hatte sie es, die gute Frau, wahrhaftig, — doch, wer hätte sie je verzagt gesehen! Sut ab! sag' ich nochmal.

Wurden im Frühjahr die Kartoffelkühlen ausgenommen, pflegte sie ihre Knechte zu mahnen: „Schürirt mi nich de Kühlen tau, dor möten de Lütten in sitten.“ Dann breitete sie in der Kuhle 'ne Schöw (Bund) Stroh aus, deckte einen alten Sack darüber und setzte die Kinder mit dem bloßen Ahterteile darauf. Damit sie nicht umfielen, legte sie ihnen schwere Steine ringsum auf die Kleider.

Zu einer sehr vornehmen Dame, die eines Tages zufällig an der Kuhle vorüberkam und diese seltsame Kinderbewahranstalt mit höchstem Erstaunen betrachtete, sagte sie: „De Sack künn utschölt warn¹⁾, un dat Stroh ward Mess.“

So brachte sie die Kinder unter unsäglichen Sorgen und Mühen hoch, und es muß ausdrücklich gesagt werden, die Stiefkinder hielt sie durchaus wie ihre eigenen Kinder.

Wie ich ackere, so ich ernte. Die Stiefkinder liebten sie wie ihre eigene Mütter und bewahrten ihr eine rührende Anhänglichkeit, selbst als sie schon lange von Hause fort waren.

Es wurde aber von Jahr zu Jahr immer ärger mit dem Manne. Er stand auf, um zu trinken und legte sich hin, um seinen Rausch auszuschlafen, mochten die Pferde stundenlang müßig vor dem Pfluge stehen. Und ärgerte er sich hernach, weil alles schief ging, so schlug er die Frau, als wäre sie an allem schuld, und konnte doch ihr gutes Herz nicht totschlagen.

Ihr gutes Herz blieb unveränderlich, so daß sie alles ertrug und alles litt, als gehöre es nun einmal zum täglichen Brote. Schlagen ließ sie sich, schon damit er die Kinder nicht schlug. Sie weinte, trocknete ihre Tränen und war immer gut, und da sie es nicht ändern konnte, ließ sie den Mann wie er war, schalt nicht und haderte nicht, sondern war rastlos bemüht, Haus und Hof in Ordnung zu halten.

¹⁾ ausgewaschen werden.

Wußte sie einmal wieder nicht aus noch ein, nahm sie ihre Zuflucht zu ihrem ältesten Bruder auf dem väterlichen Hofe, und er zeigte sich immer hilfsbereit, machte alles gut, was sie in jungen Jahren, als es ihm noch schlecht ging, für ihn getan hatte. Einmal war ihr ein Pferd gefallen, da ist sie mitten in der Nacht den zwei Stunden weiten Weg nach Goldenstedt gelaufen, und der Bruder schenkte ihr auf der Stelle 500 Mark.

Der schöne elterliche Hof ging inzwischen auf den Sohn ihres Bruders über; aber da kann sie jederzeit noch hinkommen. Es ist eine ganz christliche Familie, die die Verwandtschaft hochhält. Tante Stövhave braucht nur zu schreiben, so holt der Neffe sie gleich mit dem Wagen ab. —

In ihrem trostlosen Elende wünschte die Frau sich manchmal, der liebe Gott möchte sie doch ein bißchen länger leben lassen als ihren unglückseligen Mann, damit sie auch nochmal etwas von der Welt hätte und sehen könne, wie es den Kindern erginge. Und diesen Wunsch hat Gott ihr in Erfüllung gehen lassen, denn sie hat ihren Mann nun schon um ein Vierteljahrhundert überlebt. „Un do glöwe de Lüd immer noch nich, dat 't 'n Gott gift.“

Dem Manne ist es aber noch auf dem Sterbebette zum Bewußtsein gekommen, wie furchtbar schlecht er seine gute Frau behandelt hatte. Da wurde er ganz wehmütig und verlangte,

seine Frau solle nochmal dicken Reis mit Kirschsauce darüber machen, dann wollten sie noch einmal von einem Teller essen. Aber sie wollte nun nicht mehr von einem Teller mit ihm essen. Er ließ jedoch nicht nach, bis sie einwilligte und den dicken Reis kochte mit einer Kirschsauce darüber. Und so aßen sie noch einmal zusammen von einem Teller. Da war er zufrieden und lag ganz ruhig.

Als sie nun merkte, daß es zu Ende ging, kam eine Angst über sie und Reue, weil sie nicht mehr mit ihm zusammen von einem Teller hatte essen mögen. Und sie wollte ihn noch einmal „upschrien“. Aber die alte Näherin, die im Hause war, mahnte, sie solle ihn nun man schlafen lassen. So hat sie sich denn auch zufriedengegeben und nicht laut geweint. Oftmal hatte sie während ihres traurigen Zusammenlebens mit dem Manne gelobt, ihm keine Träne nachzuweinen. Als er aber tot war, hat sie „immer dölller“ weinen müssen.

Bald nach dem Begräbnis meldeten sich so viele fremde Geldgeber, daß der Hof zwangsweise verkauft werden mußte. Nicht ein Schefel Korn blieb übrig; doch hatte sie wenigstens ihr bescheidenes Altenteil, das aus einer kleinen Wohnung und den notwendigsten, vom Käufer des Hofes zu liefernden Naturalien bestand. Auch eine Kuh gehörte dazu, die dann leider den harten Notwendigkeiten des Krieges zum Opfer fiel.

Da sitzt nun Stövhasen Mudder, nachdem alle ihre Kinder bis auf einen im Dorfe gebliebenen Sohn in die Welt hinaus gewandert sind, in dem Stübchen ihres Leibgedinghäuschens und lebt ein kümmerliches Dasein, denn was ihr der neue Hofherr — der Hof hat seinen Besitzer inzwischen mehrmals gewechselt, notgedrungen zukommen läßt, kann sie wahrhaftig nicht übermütig machen. Auch ist sie nicht mehr stark genug, um noch etwas Erkleckliches erarbeiten zu können. Aber Johan, ihr Sohn, obwohl er schon eine Familie für sich und keine kleinen Sorgen hat, sieht immer mal nach, wo es am meisten fehlt. Und von den Kindern draußen schickt dann und wann auch immer mal eins etwas herein. Sogar aus Amerika, wohin mehrere Söhne aus der ersten Ehe von Stövhasen ausgewandert sind, kommt hin und wieder ein Paket, und da Stövhasen Mudder gänzlich anspruchlos ist, leidet sie in Wirklichkeit keine große Not. Immerhin hebt sie hervor, daß sie beim Kriegsanfange gut 170 Pfund wog, während es jetzt nur noch 115 Pfund sind.

Stövhasen Mudder hat übrigens noch ein kleines Kapital auf der Sparkasse stehen, das sie nicht anrührt. Es soll für ganz außerordentliche Fälle bleiben, die man nicht voraussehen kann, oder es soll einmal als ihr letzter Gruß unter die Kinder kommen.

Als im Laufe des Krieges in den Häusern das Spinnen wieder aufkam, kamte auch Stöv-

hasen Mudder das Spinnrad ihrer Jugend wieder aus der Bodenecke hervor. Doch der Flachs war rar und die Wolle auch, sonst hätte sie gewiß im Spinnen noch ihren Mann gestanden.

Da schickte die Großherzogin-Mutter an die ihr bekannte Pfarrfrau alten Flachs, der aus ihrer Jugendzeit stammte und auf dem Schloßboden unbeachtet liegengeblieben war. Sie möchte doch den Flachs im Dorfe spinnen lassen.

Die Pfarrfrau dachte sogleich an Stövhasen Mudder, die den Auftrag mit tausend Freuden annahm und den Flachs sehr fein spann. Ja, sie spann ihn mit aller Liebe und Gefälligkeit ihres Herzens. Befragt dann, was sie für das gesponnene Garn haben wolle, antwortete sie: „O, da will'k gewiß keinen Pennig for heben!“ Das wäre ihr ja allein schon eine „grote Ihr“, daß sie für die gute Großherzogin hätte spinnen können. Die Pfarrfrau übermittelte der hohen Frau diese Antwort, die darüber sehr gerührt war und der Spinnerin ihr Bild schickte, mit eigenhändiger Unterschrift.

Das Bild prangt nun, schön gerahmt, in dem Altenteilsstübchen an der Wand und ist der ganze Stolz der alten Frau. Sie schrieb auch selbst — sie hatte doch „ziemlich“ unter ihren Schriewbäufern gehabt — einen Dankesbrief an die Großherzogin, der anfing: „Liebe Frau Großherzogin . . .“

Ihr Sohn Johan, der sich im Dorfe verheiratet hatte, betrieb vor dem Kriege die

Schifferei und fuhr auf dem Eldefanal bis nach Hamburg. Seine Familie versah daheim eine, wenn auch nur sehr kleine Ackerwirtschaft. Sie hatte zwar kein eigenes Haus, wohnte aber doch so, daß sie Land pachten und Kuh und Schweine halten konnte. Johan hat, wie seine Mutter oft versichert, ein gutes Gemüt und ist ihr sehr zugetan.

Um so größer war der Kummer, als er eines Tages seine Einberufung zum Seeere erhielt. Aber „hei hät noch Glück hat bether tau“ und ist vor allem Schlimmen bewahrt geblieben. Das möchte wohl davon kommen, gestand sie mit einem wissenden Gesicht, „dat se em wat brukt harr“.

Sie wußte nämlich, was die Leute im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 anzuwenden pflegten und glaubte fest daran, das es den meisten auch geholfen hätte.

Als nun Johans Abschiedsstunde kam und er ausrücken sollte, ist sie zu ihm hingegangen und hat gesagt: „Seft je noch wat to arbeiden? Süst kamt man alle rin nah mi. Un do kämens all, und do hew icĕ dat Gesangboĕ nahmen und hew dat baben mienen Kopp upflan.“ Und den Gesang, der da so aufgeschlagen stand, hätte sie ihrem Sohne zum Abschied vorgebetet. Es war Nr. 458 aus dem Mecklenburgischen Kirchengesangbuche, dessen erster Vers lautet:

O frommer und getreuer Gott,
Aller, die auf dich hoffen.
Es hat uns eine schwere Not

Durch deine Hand getroffen;
Dein Jorn, der drückt uns mit Gewalt
Und wirft die Menschen jung und alt
Mit Pestilenz darnieder.

Eine ihrer Töchter ist in Hamburg verheiratet. Es geht ihr gut, sie hat prächtige Kinder, und Stövhasen Mudder freut sich immer, wenn die Hamburger zu ihr kommen, um „Muttertrost“ nachzusuchen. Denn eine richtige Mutter, die so viel Kinder hochgebracht hat, weiß immer Rat.

Als sie einmal längere Zeit nicht dagewesen waren, ließ die Gute ihnen sagen, sie brauchten wohl keinen „Muttertrost“ mehr, weil sie so lange nicht dagewesen wären. Gleich sind sie gekommen, und da hat Mutter weißen Kuchen gebacken, sogar ein Suhn abgekehlt. —

Leider hat Stövhasen Mudder mit einem ihrer Schwiegeröhne, einem „Murer“ und Stänker, der auch gerade noch in der engeren Heimat geblieben ist, ein großes Elend erlebt. Er stammt von auswärts und ist ein völlig misstratener Mensch, prügelte seine Frau, die sich, weil etwas beschränkt, alles von ihm gefallen ließ, bis sie schließlich von ihm gelaufen und mit dem Kinde zur Mutter gekommen ist, bei der sie jetzt noch lebt. Aus Wut über die angestregte Scheidungsklage hat der Murer alles, was der Frau gehörte, Bett, Kleider und Schuh verbrannt und nicht nur Frau und Tochter, sondern auch die Großmutter mit Erschießen bedroht.

Als wir darauf zu sprechen kommen, sagt sie: „Jä, ick hew den leiven Gott so väl bidd't, hei süll den Murer in 'n Krieg laten, äwer sien lütt Diern hät't nich ens beprußt.“ Und sie erflärt mir dazu: „Wenn unmünnig Kinner wat beprußten, dat hät wat to bedüden. Un hei is of wedder kamen.“ Und droht auch schon wieder mit Totschießen.

„Ick bün tweiunsebhentig Joahr old worden, aber dotscheiten laten woll ick mi doch nich giern. Da möten sick doch de Lüd öwer erbarmen.“

Einmal hat sie den Schulzen kommen lassen und ihm gesagt, er müsse doch für Ordnung sorgen. Worauf der antwortete: „Ja, wat denkst du di denn? Sall ick de Nacht bi di sitten un di up 'n Schoot nehmen?“ Sie hat das schon einmal der Pfarrfrau erzählt und ganz schamhaft dazu bemerkt: „Jä, so wat mött de Schult doch of nich seggen, to ne alen Fru, dat's doch to anzüglich!“

Im letzten Kriegsjahre sind die armen Menschenkinder endlich von dem Unhold befreit worden. Er hatte sich der Wilddieberei ergeben und einen Förster erschossen, so daß er nun in ein sicheres Gewahrsam kam. Sehr drastisch äußerte sich die alte Frau dazu: „Sei hett sick' en Pingstbraden scheiten wullt, un nu ward hei woll sülsen en Braden!“ —

Aus ihrem Stubenfenster, auf dessen Brett ein stattlicher Myrtenbaum zwischen zwei leb-

haft blühenden Fuchsen steht, kann sie auf den schönen großen Hof hinaussehen, dessen geschlagene Herrin sie einmal war und auf dem nun fremde Leute reiche Erntefuhren hereinbringen. Muß sie nicht voll tiefen Unmuths, voll nagenden Grolls an den Mann denken, der ihr und den Kindern ein so trauriges Los bereitete?

Oh, Gott bewahre! Aller Groll, wäre sie dessen überhaupt fähig gewesen, ist aus ihrem Herzen gewichen. „Sapen hät mien Kierl dull, öwer dat gift noch veel wat legeres (schlechteres)“, pflegt sie zu antworten, wenn jemand auf ihren Mann zu sprechen kommt und dabei seinen üblen Charakter berührt.

An die fünfundzwanzig Jahre ist er nun schon tot, jedes Jahr hat eine Schlacke mehr von der Erinnerung hinweggeräumt, und mit jedem Jahre ist in dem tiefen Herzensgrunde das Blümlein Liebe höher gewachsen, mit dem sie ihrem Manne einst auf seinen Hof folgte. Von aller Entstellung befreit, ganz rein und schön hat sich das Bild des Ehemannes schließlich vor ihre Seele gestellt, und sie denkt wahrhaftig nur noch mit undenklicher Nachsicht und Liebe, die alles begreift und alles verzeiht, an ihn. Eben in diesen schweren Tagen, da so manchmal die Totenglocken läuten, ohne daß der Betrauerte auf dem Friedhof daheim begraben werden kann, in diesen Tagen der allgemeinen und großen Trauer ist es der Guten

plötzlich schwer aufs Herz gefallen, daß sie ihren Mann begraben hat, ohne ihm ein Denkmal zu setzen. Der Gedanke hat ihr keine Ruhe gelassen, hat immer wieder an ihr gutes Herz geklopft, bis es sich ihm aufthat und von ihm ganz erfüllt war. Und so hat sie — bei Gott, es ist nicht erdichtet! — ihr kleines Kapital auf der Sparkasse angegriffen, um ihrem vor so langer Zeit gestorbenen Ehemann noch ein Denkmal von Granit setzen zu lassen.

Da steht wahrhaftig das neue Denkmal und leuchtet in seiner unschuldigen Weise über den ganzen Friedhof. Und in goldenen Buchstaben ist ihm die Inschrift gesetzt:

„Hier ruhet in Gott
Claus Stövhase
geb. 28. Nov. 1832
gest. 28. Dez. 1897

Ich liege und schlafe ganz in Frieden.“

Mit den lieben Pfarrhausfrauen statte ich der einzigartigen Frau in ihrem Leibgedinghäuschen einen Sonntagsbesuch ab. Sie sitzt beim Ofen und hält die Hände an die Kacheln, denn es ist ein frostiger Novembertag. Ganz verrunzelt und verwittert, spricht sie mit grober Stimme, die zu ihrem grundgütigen Herzen in eigentümlichem Mißverhältnis steht. Mit Krankheiten hätte Gott sie noch nicht „belästigt“, sagt sie auf meine Frage nach ihrem Befinden. Die Gutmütigkeit dehnt sich behag-

lich in den Runzeln ihres Gesichts, und wenn Frau Pastern und ihr liebes Döchtling mit ihr sprechen, fangen alle Runzeln an zu strahlen. Ich merke, es ist so viel Liebe und Güte in ihr, daß es wohl noch für fünfzehn Kinder ausreichte.

Sie steckt voll von Märchen und Anekdoten und hat sich sogar in enger Fühlung mit „Frau Wode“ gehalten. Frau Wode, sagt sie und denkt sich die alte Gottheit als ein fraulichs Wesen. Lebhaft ist sie noch von der Vorstellung erfüllt, daß Frau Wode alljährlich von der Nachmahd (Grummet, zweite Heuernte) an mit unheimlichem Geheul durch die Luft zöge. Das wäre ihre ewige Jagd, und da müsse man auf der Hut sein. Leute, die nicht rechtzeitig fertig wurden und sich zulange im Felde aufhielten, hat sie mitgenommen. Die Bauern machen in der Zeit vor Sonnenuntergang ihre Haustür zu, damit Frau Wode „nich intrecken“ kann. Wo mal die Haustür offen geblieben und Frau Wode „innetreckt is“, hat sie ihre grimmigen Hunde zurückgelassen, und die Bauern mußten sie ein Jahr lang durchfüttern, bis Frau Wode sie im anderen Jahr wieder abholte. —

Ihre Märchen ergötzen mehr durch die eigentümliche Färbung, die sie in ihrer Sprache und Art erhalten, als durch die Neuheit ihrer Stoffe. Zwei Geschichten vom dummen Hans erzählte sie, der schließlich doch der Klügste und Witzigste von allen war. Ein argloser Bauer wird von seiner lebenslustigen Frau aus besonderen

Gründen mit zwei Broten nach Rom zum Heiligen Vater geschickt, um sich die Sünden vergeben zu lassen. König Fritz — ob ich schon von ihm gehört hätte? — ist immer selbst von Dorf zu Dorf gegangen, um nachzusehen, ob auch alle seine Gebote richtig befolgt würden. Einmal hat er einem „dicken Preister“, der ihn nicht ansehen konnte, drei Rätsel zu raten gegeben, an denen der Unglückliche ein Jahr lang vergeblich herumriet, bis sie der Schäferknecht glatt löste.

Stößt sie in ihren Erzählungen auf Dinge, die ihr unchristlich scheinen, pflegt sie, namentlich wohl mit Rücksicht auf die anwesenden Frauen aus dem Pfarrhause, immer entschuldigend zu betonen: Das wäre noch lange vor Christi Geburt gewesen. „Do hät de Düwel so'n Macht hat.“ Mehrmals hörte ich sie wörtlich sagen: „Dat is all vor Christi Geburt west — äwer mien Großmudder hett 't noch belewt.“ Dabei kümmert es sie weiter nicht, wenn die Erzählung selbst alle Merkmale der christlichen Zeit enthält. Drollig und rührend ist ihre Verlegenheit, wenn die Geschichte von einem Priester handelt, der eine fatale Rolle spielt; auch dann greift sie blindlings auf jene Entschuldigung zurück.

Glaubt die gute alte Frau in ihren Erzählungen den Wahrheitsbeweis für das Dasein Gottes erbracht zu haben, wiederholt sie stets: „Un do glöwe de Lüd immer noch nich, dat 't

'n Gott gift.“ Sie ist eben eine durch und durch fromme Frau, wenn sie auch wegen ihres vielen Hustens nicht mehr in die Kirche gehen kann. Sie lebt von den alten Predigten, die sie in ihren jüngeren Tagen gehört hat und fast noch alle auswendig weiß. —

Während sie erzählt, kommt ein kleines Mädchen herein und schmiegt sich an. Es ist das Enkelkind, das keinen guten Vater hat. Sie streicht ihm mit den warmen Händen über den Kopf, und ich merke, alle Liebe und Güte ihres Herzens überströmt dies Kind, und verstehe auch, daß sie nicht leben kann, ohne zu lieben und etwas Gutes zu tun, wie das Feuer nicht brennen kann ohne Holz. So lernt man denn auch begreifen, wie das Denkmal nach zwanzig Jahren ihrem Herzen eine Notwendigkeit wurde, der sie nicht mehr ausweichen konnte. Und was die Menschen so gemeinhin nur komisch finden konnten, das sieht man nun doch mit anderen Augen und anderen Gedanken an. —

* * *

Nur einen sehnlichen Wunsch hatte Stövhafen Mudder: noch einmal wieder eine richtige Tasse Kaffee trinken zu können. Als ich ihr die Erfüllung dieses Wunsches versprach, sah sie mich erstaunt an und wußte nicht, wie sie das halten sollte.

Nach meiner Rückkehr erhielt ich aus dem Pfarrhause einen Brief, in dem es hieß:

„Stövhasen Mudder ist noch immer in ganz gehobener Stimmung wegen der ihr angetanen Ehre. Sie erzählt jedem, der es hören will, von dem Herrn aus Berlin, dem sie Geschichten erzählen muß, und der ihr echte richtige Kaffeebohnen schicken will. Ihre Nachbarin, der die Sache wohl etwas unglaublich vorkam, oder die sie vielleicht um die Aussicht auf Kaffeebohnen beneidete, meinte: ‚Oh, Stövhasen Mudder, do kannst du woll lang up luren; wenn dei kamt, kannst du all' dot wesen.‘ — ‚Dat schadt denn of nich‘, gab sie zurück, ‚denn drinkt ji den schönen Kaffee up mien Gräwnis; denn heww ick doch noch dei Ihr dorvon.‘“

Als ich kurze Zeit nachher das Kaffeepaket abgeschickt hatte, kam folgende Mitteilung aus dem Pfarrhause:

„Mutter und ich gingen hinüber mit dem Paket. Da saß die Alte und spann und erzählte dem Enkelkinde Geschichten. Als sie uns und unsere köstliche Last erblickte, weiteten sich ihre Augen unnatürlich, sie sackte zurück auf ihren Stuhl und konnte nur einige stammelnde Laute hervorbringen. Nachdem sie sich aber gefaßt hatte, die Tüte in den Händen hielt und den ungewohnten Duft einsog, da löste sich ihre Zunge zu dem trium-

phierenden Wort an ihre Tochter: „Süßst du woll, Anna, dei Herr hät dat nich vergeten.“ Die Tochter wie die Nachbarinnen hatten sie nämlich immer ausgelacht, wenn sie ihr Enkelkind täglich um die Zeit der Post an unser Tor schickte, um nachzusehen, ob der Postbote uns ein Paket brächte. Daß sie ihrem festen Glauben nicht getäuscht worden ist, das war unsere Freude und ihr Triumph. Sie hatte in den Tagen auch aus der Hinterlassenschaft des unglückseligen „Murers“ einige Möbelstücke ihrer Tochter zurückgehalten und war von so viel Glück ganz überwältigt; sie hat ja auch so wenig Freuden in ihrem Leben gehabt. Einmal über das andere sagte sie: „Dat givt doch noch 'n Herrgott haben uns!“ Nun wollte sie es noch einmal mit dem Leben versuchen, wo sie Kaffee und Anna die Möbel wieder hätte. Und sogleich zählte sie 35 Bohnen ab und machte sich Kaffee und trank viele Tassen hintereinander, so daß sie nachher fast einen Rausch hatte. Wie strahlte sie aber, als ich ihr die Grüße bestellte. Da hast Du eine alte Seele glücklich gemacht . . .“

Timms Mudder

Ein paar Häuser weit von Stövhasens wohnt Timms Mudder, ebenfalls auf dem

Altenteil, aber in der Familie ihres Sohnes, des Hofherrn.

Jeder Mensch hat sein Kreuz, wenn er's auch nicht sichtbar auf der Schulter trägt. Ja, Timms Mudder hat's auch, obgleich sie mit ihrem Manne nicht so übel daran war wie Stövhasen Mudder. Von ihren sechs Kindern sind nur zwei am Leben geblieben, und in einer „ungeraden Woche“ ist sie halbblind geworden. Das war das eigentliche Kreuz ihres Lebens. Ihre Augen haben sich immer mehr verschlechtert, so daß sie jetzt fast nichts mehr sieht. Dennoch betreut sie ihre Familie in der rührendsten Weise. Als die Schwiegertochter eine sehr schwere Geburt überstanden hatte, zu der man den Doktor holen mußte, begann die Großmutter nach dem kritischen Augenblicke plötzlich zur nicht geringen Überraschung des Doktors mit heller Stimme zu singen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren.“

Nachher sagte Timms Mudder zu der Pfarrfrau: „Dat schad d' Dokter nich, dat kün'n hei giern mit anhür'n.“ —

Der Neugeborene, Heini gerufen, wurde ihr erklärter Liebling. Sie wartete ihn mit unermüdlicher Lust, und als der Pastor sie einmal fragte, was denn der Kleine mache, antwortete sie, während es in ihren blinden Augen hell aufleuchtete: „Dags is hei ganz ruhig, öwer nachts hät hei sien lustigen Strümp an.“

Als Heini über ein Jahr alt war, hielt Groß-

mudder ihn immer ängstlich fest, besorgt, sie könnte ihn sonst nicht wiederfinden.

Timms Mudder hatte überhaupt alle Kinder „to Frünnen“ und freute sich immer, wenn sie lange bei ihr blieben, schon um sie, wenn der Enkel ihr mal von der Hand gekommen war, fragen zu können: „Wo is Heini?“

Je älter Heini wurde, desto mehr wuchsen auch ihre Sorgen um ihn. Mit acht Jahren war er manchmal ein richtiger kleiner Tunichtgut, und wenn's dann gar zu arg wurde, pflegte die gute Großmutter wohl zu sagen: „Sei mütt vael Schacht hebben, öwer hei teuwet nich, bet hei sin Recht hät.“ (Wäre also schon immer ausgerissen, wenn es Haue geben sollte.)

So ängstigt sich die Großmutter den ganzen Tag um den Jungen; abends erst atmet sie erleichtert auf und dankt Gott, wenn alles gutgegangen ist, und morgens betet sie recht inständig, es möge wieder gutgehen.

Ihre Hauptsorge ist auch, daß Heini in der Schule gut vorankommt. Jeden Tag hört sie ihm die Sprüche und Gesänge ab, die er in der Schule aufbekommen hat. Sie kann noch alle Gesänge und Sprüche von ihrer Schulzeit her auswendig, weiß für jede Lebenslage den entsprechenden Gesang oder Spruch anzuwenden, wie dieser Gedächtnisschatz überhaupt ihre einzige geistige Nahrung ist. Nach der Einführung des neuen Katechismus aber zeigte sich

die alte Frau ganz verwirrt und konnte sich in der neuen Zeit nicht mehr zurechtfinden.

Als ich Timms Mudder am Ende des zweiten Kriegsjahres besuchte, war sie schon recht krumm und schrumpflig geworden. Den Kopf hielt sie so, daß es aussah, als hinge er schief auf der Brust. Beim Sprechen leuchtete ihr Gesicht, trotzdem sie zu Klagen hatte, daß sie keine Luft kriegen könne. Manchmal von Lebensüberdruß befallen, weil sie kein Licht und keine Luft mehr bekäme, hätte sie sich gar schon mal einen „Plan maakt“, daß sie sich was antun wolle. Deshalb bäte sie nun immer, das Schicksal möchte sie nicht überraschen. Wir könnten nicht verhüten, sagte sie, daß der Vogel über unsere Köpfe flöge, aber wir könnten verhüten, daß er Nester darin baue. Das meinte sie im Hinblick auf die bösen Gedanken, die sich leicht bei grübelnden Menschen einnisteten. Der Prediger hätte im Konfirmationsunterrichte u. a. gesagt: „Ich habe keine größere Freude, denn daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln“ und: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Damit tröste sie sich.

Timms Mudder redet sehr fließend, und wenn etwas sehr Rührendes kommt, schneuzt sie sich jedesmal mit der Schürze. „Ick erlew dat woll nich mihr,“ sagt sie u. a., „öwer mien Mudder sår all ümmer: Wenn de Globen an Gott uphört, wenn dat Prassen un Prangen

un de Staat tau düll ward, un wenn de Buern de Sägen (Secken) utroden, denn gift dat einen bösen Krieg.“ — Mit einem tiefen Seufzer dann: „Öwer mal mütt diers Krieg doch of to Lenn sien, denn hei hät jo 'n Anfang hat, — bloß de Ewigkeit hät kein Lenn un kein Anfang.“

Wie alle Jahre geht sie auch jetzt noch zu Ostern und Pfingsten mit einem Krüge voll frischer Erde, ihren Seini an der Hand, auf den Friedhof, um die Grabstätten ihrer nächsten Angehörigen in Ordnung zu bringen. Trotz ihres Seini möchte sie lieber auch schon unter der Erde liegen, als immer noch nach dem Kirchhose hinstuppeln. „Jä,“ sagte sie, „ick mütt mi of so vael mit den ollen verzagten Gedanken rümslagen. Wenn ick dor man erst von af wier. Äwer uns Herrgott denkt of woll so: Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Un wenn hei dat denn so för gaut insüht, denn gedüll ick mi.“

Seit hundert und mehr Jahren wurden die Familienangehörigen an derselben Stelle des Friedhofes bestattet, so daß dort sozusagen jede Krume ihr verwandt ist. Die Gräber sind verfallen und verwildert, kaum daß man noch die Sängel unterscheiden kann; so groß ist schon die Spanne zwischen dem letzten und dem nächsten Tode, der ihr Tod sein wird. Was sie nicht sieht, das fühlt und riecht sie. Ein stattlicher Buchsbaum steht auf der Grabstätte, daran findet sich

Timms Mudder immer mit vollster Sicherheit zurecht. Auf den Knien hockend, kratzt sie und hackt mit den dürren Fingern auf den Gräbern herum, bis ihr der helle Schweiß im Gesicht steht, alles in dem Gefühl, den Ibrigen noch einen Liebesdienst zu erweisen.

Eines Tages, als sie mit dieser Arbeit fertig ist, hört die Pfarrfrau sie zu ihrem Enkel sagen: „Nu kumm, Seini, nu will we nah Sus gahn, dei düllst Schiet is raww.“

Für den Fremden freilich, der zufällig vorüberging, sah die so in Ordnung gebrachte Gräberstätte aus, als hätten die Ferkel darauf gewühlt. Es kommt hier indes nicht auf das Sehen, sondern auf das Fühlen an. —

Die künstliche Frau

Von einer Pfarrfrau hörte ich in Mecklenburg erzählen, die von sehr vornehmem Stande, aber sehr geringen körperlichen Reizen gewesen sei. Alles, was ihr nicht angewachsen oder was ihr verlorengegangen war, hatte sie sich künstlich ersetzt, so daß sie beim Zubettgehen alles wieder ablegte, womit sie am Tage ge- glänzt hatte: Haare, Zähne, Brustgestell, Korsett usw. Da sagte ihr Mann, der joviale Pfarrherr, von ihr: „Wenn meine Frau sich zu Bett legt, legt sie nur ihre unsterbliche Seele ins Bett.“

Die Revolution in Dobbin oder die „grote Deilung“

Wir müssen teilen, sprach der Mann,
Weil's so nicht länger gehen kann,
Bis jedermann in Dorf und Stadt
Soviel wie jeder andre hat.

In dem Klosterdorfe zu Dobbin in Mecklenburg saßen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vier größere Bauern breit und fest auf ihren Hüfen: Witt, Möller, Wendt und Krickhuhn. Jeder hatte außer dem üblichen Gesinde eine Tagelöhnerfamilie in der Kate beim Hofe wohnen, die immer zur Stelle sein mußte, wenn sie auf dem Hofe gebraucht wurde.

Ziemlich gleichmäßig waren diese Arbeiterkaten ausgestattet: Kleiner Obst- und Gemüsegarten, ein Saatacker für einen Scheffel Roggen und einen Scheffel Hafer, und natürlich auch das erforderliche Kartoffel- und Leinland. Die Katenfamilie konnte sich, wenn sie sonst auf dem Posten war, sogar eine Kuh und zwei Schafe mit Lämmern halten, die der Bauer nach alter Gepflogenheit kostenfrei mit auf die Weide nahm. Daß er seinen Katenleuten zu der gegebenen Zeit auch das Fuhrwerk zum Anfahren von Holz und Torf stellte, ihnen Pflug und Pferde zur Bestellung ihres Aekers und zu sonstigen etwa notwendigen Fuhrten überließ, verstand sich bei diesem Verhältnis von selbst. Ebenso wußte man es nicht anders, daß ihnen

auf dem Hofe Gelegenheit zum Braken des Flachses, zum Bleichen der Leinwand und Dreschen des Kornes gegeben, das Ausgedroschene auch mit zur Mühle genommen wurde. Und hatte Witts oder Möllers Müdding den Backofen geheizt, so galt es wiederum als Selbstverständlichkeit, den Katenleuten die erforderlichen Brote mitzubacken.

Kurzum, es war gute Sitte, es war Recht und Pflicht, daß die Bauersleute ihren Katenleuten in allen Fällen halfen, in denen diese sich allein nicht helfen konnten. Der Barlohn, der ihnen für den Arbeitstag zustand, fiel natürlich gegenüber der Naturallöhnung nicht sonderlich ins Gewicht. Das Geld war immer rar, und Reichtum konnten die Katenleute jedenfalls nicht erwerben. Immerhin hatten sie ihr leidliches Auskommen, hatten Brot und Kartoffeln, hatten Wurst, Schinken und Speck, Butter, Milch und Eier und konnten, sofern das Herz sonst nur auf dem rechten Flecke saß — und daran fehlte es selten — ein ganz zufriedenes Dasein führen.

Da kam das Jahr 48 mit seiner revolutionären Sturmflut, deren Wellen auch bis nach dem fernen Dobbin schlugen. Ja, wahrhaftig, selbst die ruhigen friedsamten Katenleute schwan-gen sich unter den hitzigen Agitationsreden der durchziehenden Revolutionsmacher zu der Überzeugung auf, daß die Bauern viel zu großen Besitz hätten und ganz gut die Hälfte und mehr

abgeben könnten. So viel Kühe und Schweine und so viel Morgen Land brauche doch kein Bauer für sich allein zu haben, wo der Arbeiter nur einen Scheffel Roggen und einen Scheffel Safer aussäen könne und für ein bißchen Kartoffel- und Leinacker noch den besten Dung hingeben müsse. Warum also sollten sie die Ent-erbten sein? War das eine Gerechtigkeit auf der Welt? Ein Dunnerwetter auch! Viel richtiger wäre es doch, wenn sie alle gleichviel hätten.

So aufgewiegelt, murrten sie leise und laut miteinander und kamen schließlich dahin überein, den Fall ihrem alten Schulmeister vorzutragen, zu dem sie alle ein unbedingtes Vertrauen hatten. Herr Ulrich würde ihnen, wie sie hofften, mit seiner Klugheit schon helfen, das Richtige zu finden und durchzusetzen.

Der Angerufene hörte die aufgeregten vier Katenleute ruhig an, nickte bedächtig und bewegte den Oberkörper so, daß seine langen Rockschöße hin und her wehten. Schließlich meinte er: „Da lätt sick öwer snacken¹⁾!“ Dann lud er sie zu einer Versammlung für den nächsten Abend hinter Bur Witts Scheune ein. Da läge ein Haufen Pappelbäume, auf denen man gut sitzen könne, und da wollten sie dann den Bauern mal ordentlich „to Kläd²⁾“. Doch wollten sie das alles ganz gemütlich machen, also Ärte, Forken und Sensen noch zu Hause lassen; dagegen sollte jeder seine Piep mitbringen, und

¹⁾ Da läßt sich über reden. ²⁾ zu Kleide.

ihre Muddings könnten, wenn sie Lust hätten, auch mitkommen und sich über die Sache „ütern“¹⁾.

Das war ihnen ganz aus der Seele gesprochen, und die vier Katenväter gingen, als hätten sie schon den ersten Sieg errungen, mit festen gewichtigen Schritten zu ihren Muddings zurück.

Am andern Abend trafen dann auch alle vier Katenleute, Jöching Swart, Adam Stövhasse, Klaus Sopp und Kaspar Harbrecht, mit ihrem alten Lehrer hinter Witts Scheune zusammen und ließen sich ächzend auf den Pappelbäumen nieder.

Aber von den Frauen war nur Swarts Mudding mitgekommen, die sich kopfschüttelnd auf einen Baum allein setzte und hastig zu „knütten“ (stricken) begann. Sie hatte ein geschachtetes Lamatuch um und sah ganz feierlich aus.

Solunder und Brennesseln blühten in voller Pracht am Gartenzaun, Johannismwürmchen glühten, Fledermäuse flogen, und hoch droben begannen die ersten Sterne zu quittern und der Versammlung ins Gesicht zu leuchten.

Da saßen sie nun alle und machten Gesichter „as wenn't jertz up Leben un Dod güng“. Herr Ulrich stopfte gemächlich seine lange Pfeife, Sopp's Dadding paffte schon gewaltig darauflos, während die andern drei einen „gradlichen

¹⁾ äußern.

Priem" in der Backe wälzten. An der besonde-
ren Art, wie Sopps Vadding heute passfte und
die andern ihren Priem bewegten, konnte man
schon merken, daß etwas ganz Außerordent-
liches im Anzuge war.

Nachdem Herr Ulrich seine Lange ebenfalls
in Brand gesetzt hatte, fing er an und freute
sich, daß alle da wären und daß auch Swarts
Mudding sich eingefunden hätte und so fleißig
beim „Knütten“ sei. Es ginge ihr jedenfalls
besser von der Hand, als den beiden Jung-
knechten die Holzklüfte, die sie eines Morgens
auf den Wagen laden sollten. „Was sollen wir
uns so schinden und schaben mit dem schweren
Holz,“ sagte der eine zu dem andern, „du bist
ein Jung und ich bin ein Jung“ . . . Und so
sich schonend, brachten sie am ganzen Morgen
nur ein paar leichte Klüfte auf den Wagen. Als
sie aber mittags bei der vollen Schüssel saßen,
spornten sie sich: Nun wollten sie mal tüchtig
zu Werke gehen und essen, was der Riemen
hielte. Warum sollten sie auch nicht! „Du büst'n
Kierl, und ick bün mitlewiel of eenen“¹⁾ . . .

Laut lachten alle auf, Swarts Mudding
bebte am ganzen rundlichen Leibe, so hatte die
Geschichte ihr ruhiges Innere revolutioniert.

Na, nun könnten die andern Muddings auch
da sein, meinte Ulrich, als das Lachen in den
letzten Zügen lag, und sah die zu ihnen gehöri-

¹⁾ Du bist ein Kerl, und ich bin mittlerweile auch
einer.

gen drei Männer fragend an. Sie machten aber nun so verlegene Gesichter, daß er annehmen mußte, sie kämen wohl nicht. So wollten sie denn auch nicht mehr länger warten und gleich anfangen, schlug er vor. Alle vier nickten, während Swarts Mudding, immer noch von der Geschichte gekitzelt, gewichtig dazwischen rief: „Jungens un jung' Sunn' möten Släg hebben, süß kriegen se keen Däg“¹⁾).

Ulrich nickte ihr zu, holte ein paar recht tiefe Züge aus seiner langen Pfeife, sog Solunder- und Kräuterduft, der vom Gartenzaun wehte, mit Behagen ein und meinte: Weil sie gerade hinter Peter Witts Scheune säßen, könnten sie ja auch gleich mit ihm beginnen und erst mal seine Äcker und Rüche verteilen.

Adam Stövhase, Klaus Hopp und Kaspar Sarbrecht drückten ihr Einverständnis aus; Jöching Swart und Jöching Swarts Mudding aber, die Peter Witts Katenleute waren, sprangen beide zugleich auf und riefen: Das sähen sie doch nicht ein, warum nun gerade zuerst bei ihrem Bur angefangen werden solle. Ebenso gut könne ja auch Möller oder Wendt und Krickhuhn der erste sein.

Die andern wurden unruhig, aber Ulrich sagte ganz gemächlich, indem er nach einem Glühwürmchen griff, das unter dem Baume auffunkelte: Ihm wäre es einerlei, wer zuerst

¹⁾ Jungens und junge Sunde müssen Schläge haben, sonst kriegen sie keine Tüchtigkeit.

drankäme. Er hielt von dem einen so viel wie von dem andern. Und so wollten sie, erhöhe sich sonst kein Widerspruch, zuerst mit Asmus Möller anfangen und gleich mal seine vier fetten Schweine verteilen.

Hopste Adam Stövhasse, der in Möllers Kate wohnte, wie aus einem Traum in die Höhe, sich mit Händen und Füßen dagegen wendend, daß mit seinem Bur der Anfang gemacht würde. Was da Möllers Mudding wohl denken sollte, die seine Familie gut sechs Wochen lang, weil die Katenkuh trocken stand, so reichlich mit Milch und Butter versorgt, auch sonst immer eine offene Hand hätte, wenn's bei ihnen in der Kate an diesem oder jenem fehlte . . .

Ulrich reichte das Glühwürmchen herum, das alle verwundert betrachteten, und sagte: Na, dann wollten sie mit Wendt anfangen und mal erst seine halbe Last Wiesen verteilen.

Wie gestochen schnellte nun Klaus Hopp in die Höhe. Zwar hatte er einen stillen Groll auf Wendts Mudding, weil sie manchmal wochenlang einen Tag wie den andern Backbirnen mit Klößen kochte. Aber das sollte ihn jetzt doch nicht hindern, sich ebenso entschieden wie Jöching Swart und Adam Stövhasse dagegen zu wehren, daß sein Bur zuerst aufgeteilt würde. Er hätte doch die Wiesen wahrhaftig auch nicht geschenkt bekommen, sondern mit großen Mühen und Kosten erst aus dem Sumpf- und Odland geschaffen.

Jählings sprang nun Kaspar Harbrecht, der Krickhuhnsche Katenmann, auf und protestierte: So, jetzt solle es wohl an seinen Bauern zuerst gehen? Da müsse er ja, obgleich es ihm schon lange durchs Dach regne und Krickhuhn nichts sähe, ein Kerl aus Ellernholz sein, wenn er das zugäbe . . .

Die guten Leute gerieten beinahe arg aneinander, indem jeder seinen Bauern aufs nachdrücklichste verteidigte und seine guten Seiten, wenn auch mit reichlichen Vorbehalten, herausstrich. Swarts Mudding flapperte mit den Knüttelstöcken, schüttelte den Kopf, sprang auf und fuhr zwischen die Eifernden. Ob sie nun einsähen, was für große Dösköpfe sie wären, daß sie jedem dahergelaufenen Windmacher in den Hals hörten? So lange die Welt stände, hätte es große und kleine Leute gegeben, und so lange sie noch stehen bliebe, würde das auch wohl so bleiben und bleiben müssen.

Ulrich, in dessen flugem Gesichte ein feines Lächeln stand, schüttete Asche aus seinem Pfeifenkopfe, erhob sich gewichtig und stellte fest, daß sie sich mit dem besten Willen nicht einigen können, bei welchem der vier Bauern der Anfang mit der großen Teilung gemacht werden solle. Er schloß darum die Versammlung ganz formell und riet nachdrücklich, ruhig nach Hause zu gehen, die Sache noch einmal ordentlich zu beschlafen und sich, wenn sie „taun Schluß

Famen wern¹⁾), wieder bei ihm einzufinden. Er wäre jederzeit bereit, eine neue Versammlung anzusetzen und was an ihm läge, zu tun, daß alles zu einem guten Ende käme.

Kleinlaut und in sich gekehrt zogen alle ab. Aber es ist keiner wiedergekommen, so oft Herr Ulrich auch zum Fenster hinausah.

Meister Ulrich und die Gänseknochenfreundinnen

Ursprünglich nicht mehr und nicht weniger als ein richtiger und wichtiger Schneidermeister, ragte er durch seinen Kopfinhalt und besonders durch seine Gewitztheit so weit über die örtliche Bevölkerung hinaus, daß die maßgebenden Leute aufmerksam auf ihn wurden und ihm eines schönen Tages das Schulmeisteramt in Dobbin übertrugen. Das ging ja damals noch, und so versah Meister Ulrich das Schneiderhandwerk und den Lehrerberuf zugleich, bis er das Handwerk ganz an den Hacken hängen und sich ausschließlich dem Schulamte widmen konnte. Er muß nicht nur ein sehr gewitzter, sondern auch ein recht eigenartiger Mensch gewesen sein; jedenfalls war er ein Original, das unter den anderen Originalen des Landes die besten Trümpfe ausspielte, wie sich aus all den Schnurren schließen läßt, die heute noch im Mecklenburgischen über ihn erzählt werden.

¹⁾ Zum Schluß gekommen wären.

Von seinem ursprünglichen Berufe aus mit einem scharfen Auge für Form und Haltung ausgerüstet, kleidete er sich immer sehr sorgfältig, ging mit gemessenem Schritt und wußte die Schulmeisterwürde in durchaus achtunggebietender Weise herauszukehren. In der Regel trug er einen langen Rock mit schweifenden Schößen und hohem steifen Kragen, auf dem Haupte ein Samtkäppchen, das, seiner jeweiligen Gemütsbewegung entsprechend, bald nach links, bald nach rechts, bald nach hinten, bald nach vorn geschoben wurde. So ständig wie der lange Rock und das Samtkäppchen war auch die lange Pfeife, die er selbst beim Schulehalten nie ausgehen ließ, ausgenommen, wenn er biblische Geschichte lehrte, dann wurde sie feierlich in die Ecke gestellt.

Wie ich im übrigen noch versichern hörte, wäre Ulrich ein „hübscher Mann“ mit roten Backen und einem wohlgepflegten Backenbart gewesen; ein Fremder hätte jedenfalls einen früheren Schneider nicht in ihm vermutet.

Seine Schüler teilte er in drei Gruppen: Bibelleser, Gesangbuch- und Sibelleser. Wenn ein Kind nichts konnte, wurde nicht gescholten, auch nicht geprügelt, sondern nur gesagt: „Gah hen un liehr di!“ Natürlich wurde beim Lesenlernen nur buchstabiert und zwar immer in einem gewissen Tonfall, also mehr gesungen als gesprochen.

Der Klosterhauptmann kam einmal zur

Schulrevision, und da hatte Ulrich doch Angst, ob er auch bestehen könne. Nun, er bestand ausgezeichnet, und der Klosterhauptmann zollte ihm großes Lob.

Allzuviel Zeit erforderte das Schulehalten damals ja nicht, und so blieb ihm Muße genug für seine besonderen Liebhabereien, die auf die Bienen und auf die Fische gerichtet waren. Er hatte einen bedeutenden Bienenstand, mochte jedoch den Bienen ihren Honig nicht nehmen und hatte darum auch nie Honig, weder für sich noch für andere. Nächstdem war seine Leidenschaft das Angeln, das er nicht so schonend betrieb, denn er kam immer mit den ansehnlichsten Fischen nach Hause.

Ulrich konnte übrigens sehr kritisch, manchmal auch recht spöttisch sein. Frauen, die nicht viel taten, nannte er „Sittelgäuse“ (Brütégänse). Auch Mutter Maria war nach seiner Meinung eine „Sittelgaus“ gewesen, weil sie ihren zwölfjährigen Jungen in Jerusalem auf dem Osterfeste verloren hatte.

Den Dierns mußten die Röcke ordentlich „darlen“, d. h. immer freiseln und wirbeln, sonst waren sie nach seiner Ansicht nicht von rechter Art, also auch „Sittelgäuse“.

So gescheit und witzig Ulrich war, so „nehrig“ zeigte er sich, wenn Leute kamen, die etwas von ihm haben wollten. In dieser Hinsicht war er selbst seinen besten Freunden gegenüber außerordentlich spröde.

So kommt sein Freund Sabermann eines Tages zu ihm und will einen Taler borgen. Er bringt sein Anliegen in dem Verse vor:

„In dich hab ich gehoffet ich,
Mein lieber Bruder Ulrich.“

Worauf Ulrich schlagfertig antwortet:

„Auf den man lange hoffen kann,
Mein lieber Bruder Sabermann.“

Zu einem anderen Freunde, der ebenfalls einen Taler von ihm leihen wollte, sagt Ulrich: Es täte ihm leid, daß sie sich nun „veruntüren“ müßten, da sie doch so lange gut Freund gewesen wären.

O, er wisse nicht, wie das zugehen solle, meint darauf der andere; Ulrich brauche ihm nur den Taler zu leihen, dann wäre alles gut.

Ulrich geht durch das Zimmer, daß die langen Rockschöße schweifen und sagt, er wolle ihm das mal „verklaren“: Wenn er ihm den Taler liehe und ihn nicht wiederbekäme, dann wäre er dem Freunde böse. „Un wenn du mi den Daler wedder geben mößt, denn ärgert di dat, un denn warst du mi bös. Denn is bäter, wie veruntüren uns man gließ.“ —

Um so gutmütiger war dagegen Ulrichs Frau, von der gerühmt wird, daß sie viel an Bedürftige gab, was leider von manchen Frauen mißbraucht wurde. Daß Meister Ulrich daran keine besondere Freude hatte, läßt sich denken.

Nun war seine Frau eines Herbsttages „im Döörp up staken“ (ausgegangen), als Ulrich den

Dobertiner Weg zwei Frauen aus dem Klosterorte herkommen sieht, die seiner Frau schon oft auf dem Halse gelegen haben. Aha, denkt er, die haben Wind gekriegt, daß wir Gänse schlachteten. Na, die sollten ihm gerade recht kommen!

So spazieren die beiden Frauen herein, sehen sich etwas forschend um, reden von Wind und Wetter, lassen ihre Augen wieder forschend herumgehen und fragen endlich, wo denn Frau Ulrich wäre.

„Tjä,“ macht Ulrich und zieht die Schultern, „tjä, dat deit mi läd, se is up staken, un dat künn Abend warden, eh se wedder rankümmt.“

Lange Gesichter machen die beiden Frauen, während Ulrich mit meisterhaft verhehlter Schadenfreude bedauert: „Ick weit woll, se hät sei immer beten to gawe dan, äwer ick kann'r ja nich bi kamen. Se hät de Slätels mit.“

Ach, wie schade! Ach, wie schade!

„Tjä, dat deit mi nu läd, äwer“ — und damit langt er nach der Geige an der Wand — „wenn ick sei'n Kunstgenuß bereiten kann . . . nich mihr, als giern.“

Und er streicht über die Saiten, daß es nur so quietscht, und beginnt, ihnen allerlei Stücke vorzuspielen, erst: „Ik wull, dat mien Schättchen in'n Kirschenbom wär, ik wull dorin stiegen, wenn't noch so hoch wär“; dann: „Gaus up'e Del, Gaus up'e Del, Ganten dorbi! Knecht,

laat min lütt Deerns gahn, dat raad ick di . . ."
Und noch immer weiter:

„Unser Vadderbrodersöhn
sitt uppen Stubenböhn
mit de lange Piep.
Pipenfranz, Rosendanz,
Bakeldüüt, Rattenswanz . . .“

Die Frauen haben bald genug, aber Ulrich
läßt nicht nach, sondern geigt immerfort:

„Lüüd, wöllt ji
Na England hento
Mit Sacken un Plögen,
Wie anner Lüüd doot?
Up anner Lüüd Land!
Wasst ümmer schön Koorn,
Up uns wasse nix
Als Distel und Doorn.
Un Distel un Doorn
Is dat nich schön Krut?
Da stickt wi de Brud
Den Kranz dormit ut.
God'n Abend, jung Brud,
Din Dagen sünd ut . . .“

Mit erhobenen Händen wehren die Frauen
und versichern: „O nä, Herr Aulerich, is naug,
is naug, is allen Dank wiert!“

Er findet aber kein Ende, siedelt und siedelt
und siedelt sie schließlich zur Thür hinaus.

Als Ulrichs Frau bald nachher zurückkam,
rieb er sich mit einem sehr vergnügten Gesicht
die Hände und sagte: „Mudder, diene Gaus-
knakenstrünnen büm ick düät mal gaud los wor-
den. De warden so bald nech wedder kamen.“

Frau Ulrich mußte wohl auch lachen, dann aber tat es ihrer gutmütigen Seele doch leid, daß die armen Frauen statt mit einer Gänsefeule mit einem so unverdaulichen Liede abgespeißt worden waren.

Kleine Züge aus dem Mecklenburger Volksleben

Vom Heiraten

Eine alte Bauersfrau sagte zu „Priesters Tochter“, die trotz ihrer vorgerückten Jahre noch keine Heiratsaussichten hatte, nach ihrer Ansicht auch zu wählerisch war: Wenn sie nicht bald Anstalt mache, könne sie nachher mit der Brille wiegen. Auf den Einwand der Pastortochter, daß eben der Rechte noch nicht gekommen wäre, schüttelte die alte Frau unwillig den Kopf und sagte: „Ach wat, Anna, wäs man nich so früttsch, einen pug man weg! Ick heff mi ok an mienen oll'n Ties (Matthias) mit sien Leckogen (nach oben gerichteten Augenlidern) un Obein gewendt (gewöhnnt). Ick harr ok leiwere 'n annern nahmen un heff ok völ Anspraak hat, öwer nu wier uns öllest Willem man leider al doa" . . . Etwas fleinlauter setzte sie hinzu: „Dat harr nich sien müßt, ick weit dat woll.“

Ein junger Häusler, schüchtern und blöde und völlig weltunkundig, kommt aus dem

Nachbarorte auf die Brautschau. Bei einem Buidner kehrt er ein, der mehrere Töchter hat; zwei sind noch zu haben. Er führt sich mit folgenden Worten ein: „Ick heff man to hüren fregen, dat Se noch twei Döchter hebben, dei 'n poor schiere Dierns sünd un dei nich för Striet und Larm sünd. Nu wull ick anfragen, ob sicc woll ein bi mi rinner gew?“

Die Töchter waren aber nicht zugegen, er hatte sie überhaupt noch nicht gesehen und sah deshalb mit einem starken Herzklopfen nach der Thür, ob wohl eine hereinkäme. Aber es kam keine, und Vater rief auch nach keiner. Doch hei „wull sicc dat öwverleggen un sien Döchter dat vörstellen“. Sie wären nämlich gar nicht zu Hause, sondern dienten da und da.

Der Vater ging am nächsten Sonntag zu der einen, die aber den Antrag „wiet wegsmet“ (wegwarf), wenigstens auf den ersten Anlauf des Bewerbers. „Se smet 't ierst wiet weg,“ worauf sich dann der Vater ins Mittel legte: „Ick säd tau ehr: Anna, säd ick, smiet dat nich so wit weg! Du kümmt dor gaud to sitten, dor is kein Mudder mihr in 'n Hus, du heft 't Wurd.“

Na, und so ist dennoch aus den beiden richtig ein Paar geworden, und „sei känen ganz dull tosamem, dat geiht recht gaud mit de beiden“.

„Un mien anner Döchter, Fru Pastern, dei is ok gaud an. Dei hät in de Stadt frigt. Wenn du dor rinn kümmt, glöwst, du büst bi'n Großherzog — luter Plüschtenfram.“

Und mit einem Gesicht, das vor Verwunderung und vor Glück strahlt, sieht der erfolgreiche Vater die Pastorin an: „Wat seggst dortau?“

Weniger glatt verlief die Sache bei einem anderen jungen Freier. Er kam zu einem Bauern, der sechs Töchter hatte. Die dritte gefiel ihm am meisten, und er hielt um ihre Hand an. Aber der Vater antwortete: „So geiht 't nich los, mank mien Dierns ward nich aast, dat geiht von baben dal.“ (Er könne also nur die Älteste kriegen.)

Man sagt wohl auch: Wenn sich die jüngste Schwester vor der älteren verheiratet, so wird diese dadurch „up'n Backaben schaben“ (auf den Backofen geschoben).

Einige Zeit nach der Hochzeit trifft der junge Ehemann gelegentlich einer Bahnfahrt mit einer Bekannten aus dem Heimatorte seiner Frau zusammen. „Jehann,“ sagt die zu ihm, „in dien Städ harr ick mi öwer de Marie nahmen, dei kled't dat bäter (sieht besser aus).“ Darauf Johann: „Je, Mine, dei wull ick of eigentlich, öwer mien Swiegervadder mein', dei wör hei likerst los. Mank sien Dierns wüer nich aast, dat güng ümmer von baben dal.“

Lebt aber mit seiner Anne dennoch in schönster Eintracht.

Während der Kriegsjahre hatten sie auf dem Pachtgute in B. eine Haushälterin, die wegen ihrer Treue, Unermüdllichkeit und Herzengüte

im Hause des Gutspächters sehr hoch gehalten wurde. Ihr Verlobter, ein tüchtiger und sehr intelligenter junger Bauer, verlor 1917 als Artillerieunteroffizier in Frankreich den linken Arm; aber als er im Sommer 1918 nach wiederholten schweren Operationen mit einem künstlichen Arm nach B. kam, strahlte die Braut vor Glück, und es wurden Heiratspläne gemacht. Der Obermeister Schildt hatte davon gehört und sprach bei der nächsten Begegnung das gute Fräulein darauf an, indem er gleichzeitig nach ihrem Alter fragte. „Neunundzwanzig Jahre“ antwortete sie. Mehr derb als artig erwiderte Schildt: „Denn hollen's sich nu man ran. Sei weiten doch woll: Räuben nah Lichtmess und Mätens nah dördig Johren heben allen Smaß verloren.“

Als der jetzige Gutspächter von B. und seine Frau vor siebenunddreißig Jahren als junges Brautpaar in den Arbeiterhäusern des väterlichen Gutes ihre Besuche machten, sprach ein altes Mütterchen ihnen in vielen Worten ihre Freude aus und sagte u. a.: „Sei passen sich öwer of gar tau schön tausam, mi dücht, sei näsen sich all ordentlich.“ (Näsen von Nase, sie meinte, sie glichen sich im Gesichtsausdruck, wie alle Eheleute nach langer, harmonischer Ehe innerlich und äußerlich sich ähnlich werden.)

Mudder Bokholdsch darf in diesem fröhlichen Reigen nicht fehlen: Als 1891 ihr guter Mann

starb, war sie erst zweiundfünfzig Jahre alt. Gesund und arbeitsam, lebte sie friedlich in ihrer Witwenwohnung, und es fehlte ihr nichts, wenn sie täglich ihrer Arbeit auf dem Hofe nachgehen konnte. So blieb das zehn Jahre lang, da brachte ihr das Schicksal einen Heiratsantrag und zwar von einem alten, dem Trunke ergebenen Maurer in Dargun. Darüber verlor sie beinahe ihren ganzen Verstand, der freilich nicht groß war. Strahlend in bräutlichem Glücke, schlug sie jede Warnung in den Wind. Nach einiger Zeit aber war sie plötzlich aus all ihren Himmeln herabgestürzt. „Hei hāt mi wedder affseggt,“ flugte sie, „hei will nu ne anner nehmen. Hei is jo’n Süper. Ick kann von Glück seggen, dat ick em los bün.“ Doch wieder nach vier Wochen hörte man sie freudvoll reden: „Dei anner hāt hei nich fregen, nu will hei mi wedder hebben, in söß Wochen fall dei Sochtied all sien.“

Sie geht zum Pastor, bestellt ihr kirchliches Aufgebot und sagt, als sie nun den Hochzeitstag bestimmen soll: „Ja, dat is mi süß of ganz egal, blot bi taunehmen Mahn (Mond) möt dat sien un kort för Vullmahn un denn up’n Fridag.“ (In Mecklenburg der allgemeine Heirats-tag bis vor kurzem.)

Der Pastor möchte wissen, was die Eheschließung mit dem Mond zu tun habe. „Je, Herr Pastor, bi afnehmen Mahn, dat fall för öllerhafte Lüd nich gaud wesen, dat bringt

kein'n Eh'segen; öwer Mahnschien möt dat sin, min Brüjam is Latüchtenansticker in Dargun, und wenn dei Mahn schient, is hei von abends bet morgens fri för mi."

So kam denn der Tag des Abschieds heran, und tief gerührt dankte Mudder Bokholdsch der Gutsheerrschaft für alles Gute, das sie an ihr getan hätte. Nicht nur mit Worten wollte sie danken, sondern auch mit der Tat, weshalb sie den Herrn bat, mit ihr in den Garten zu gehen. Sie wollte ihn nämlich etwas lehren, „wat bloß 'n Frugensminsch 'n Mannsminsch un 'n Mannsminsch 'n Frugensminsch libren kann.“ (Sympathie gegen vielerlei Suchter.) „Dei Herr hät doch immer dat oll Rieten in dei Kül“ (Ischias). Er solle also bei abnehmendem Mond zwischen elf und ein Uhr nachts ganz heimlich in den Garten gehen, mit niemand sprechen, sich nicht umsehen, unter einen Pflaumenbaum treten und den untersten Ast mit der Rechten umgreifen, wobei er sagen müsse: „Plummenboom bestah, Weihdag un Rieten vergah! Im Namen des dreieinigen Gottes. So dreimal! Un will einer ganz seecker gahn, drei Nachten so nah einanner!“

Unter Lachen und Weinen ging der Abschied zu Ende. Leider mußte man bald hören, daß Mutter Bokholdsch viel Ursache hatte, sich nach ihrer Witwenwohnung in B. zurückzusehen.

„Sei is jo 'n Süper.“

Auf der Dorfstraße begegnete uns Stövhasens Vadder, der einen mit zwei Pferden bespannten Wagen führte. Wir grüßten ihn, und er grüßte langsam und gemächlich wieder. Man sah ihm gleich an: er war ein Bauer, der sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen ließ. Das zeigte sich auch, als seine Frau neulich wieder in Wochen kam. Fünf gesunde Kinder waren schon da, Stövhasens Vadder kannte also den „Kram“ und dachte, als es am Abend „losging“, das könne wieder lange dauern. Es war aber in der Heuernte, und er mußte am Morgen früh um drei Uhr wieder am Plage sein. So legte er sich ruhig in das breite zweischläfrige Bett, Mudder vorn, er an der Wand. Die Hebamme erschien und sah zu ihrem Erstaunen, daß neben der Frau der Mann in festem Schlafe lag und ganz gehörig „snorkte“. Er erwachte auch nicht, als das Kind schon da war, obgleich es ebenso kräftig schrie, wie er „snorkte“.

Der Geistliche, mit dem ich darüber sprach, machte etwas lustige Augen und sagte: „Bei uns hier herrscht eben die Arbeitsteilung. Er muß des Tages den Acker bauen, der Dornen und Disteln trägt, und sie muß des Nachts mit Schmerzen Kinder gebären.“

Als der Pastor Stövhasens Mudder drei Tage nach ihrer Niederkunft den üblichen Wochenbesuch machte, fand er sie bereits wieder

am Waschfaß. Er verwunderte sich gar nicht, denn das frühe Fertigwerden mit dem Wochenbette ist in seinem Dorfe nicht etwas Ungewöhnliches, sondern leider vielmehr etwas sehr Gewöhnliches, und Vermahnungen hatten da keinen Nutzen. Der Geistliche beglückwünscht also Stövhasens Mudder und fragt: „Wo is denn nu de lütt Jung?“ — „Serr Pastor kann mal ringahn in de Dönsf,“ bedeutet sie ihn und weist mit dem Ellbogen nach der Stube, „in de Weig ligt hei.“ Der Geistliche geht also in die Dönsf, betrachtet und bewundert den Neugeborenen nach Gebühr und ruft: „Sa, dat is ja 'n nüdlichen Jungn.“ Die stolze Mutter darauf: „Un flauk is de Jung, Serr Pastor, tau un tau flauk!“

Diese Versicherung, daß das Kind ungewöhnlich flug sei, hört der Pastor bei solchen Besuchen immer, er pflegt daher lachend zu antworten: „Was habe ich doch für fluge dreitägige Kinder in meiner Gemeinde, — bloß meine sind man dumm.“

Elternliebe

Kossows Mudder hat, während ihr Mann in Minsf, in Kiew und schließlich auch in Frankreich fürs Vaterland kämpfte, von 1915 bis 1919, ohne einen einzigen Tag zu versäumen, für ein Viertelhundert Gefangene auf dem Gutshofe in B. die Küche geführt und ihre

Russen, Rumänen, Italiener und Franzosen wahrhaft mütterlich betreut, zumal in den nicht so seltenen Krankheitsfällen. Sie hat zu jedem in der Muttersprache des guten teilnehmenden Herzens gesprochen und ist von allen gut verstanden worden, so gut, daß noch im Frühjahr 1919 aus dem Gefangenenlager Güstrow wieder ein Teil der Russen gern nach B. zurückkehrte.

Wie sorgte sie sich da erst um ihre Tochter Anna, die seit fünf Jahren auf dem Gutshofe den Dienst als Leuteföchin versieht. Zweiundzwanzig Jahre alt, ist sie von einer Stämmigkeit und Robustheit im Körperbau, wie man ihn auch auf dem Lande nicht mehr so häufig antrifft. Sie hat hellblondes Haar, blaue Augen, frisch-rote Backen und immer guten Appetit. Bei ihrer Vollblütigkeit stellt sich aber nicht selten ein Unwohlsein ein, das der Mutter viel Sorgen macht. Liegt die Tochter, auf Krankendiät gesetzt, im Bett, so schleppt die Mutter jede zwei Stunden die nahrhaftesten Lebensmittel, die es gibt, in allerlei Zubereitung herbei. Als sie eines Tages wieder einmal mit einem verdeckten Topfe im Herrschaftshause die Treppe hinaufhuscht, begegnet ihr die Haushälterin und warnt sie, die Tochter zu überfüttern. Was antwortet die Mutter? „Dit is ja nich för dei Nohrung, dit is jo blot 'n beten för dei Verdauungsmaag. Min Döchting is jo nu doch mal so zohrt um zwächlich.“

Auf einem Gute hatte der alte Statthalter Braak unter seinen vielen gesunden Kindern einen blödsinnigen Sohn, der vier Zentner schwer war und im Alter von vierzig Jahren an Sekt-sucht starb. Den Eltern hatte er durch die langen Jahre wegen seiner Silflosigkeit unsägliche Mühe bereitet, aber ihre Liebe und Sorge waren sich immer gleichgeblieben, und als nun das Sorgenkind tot war, wurde das „Gräwnis“ im größten Stile bereitet. Der Pastor mußte eine halbstündige Rede halten und erhielt die höchste Gebührentaxe. Am nächsten Tage sagte der alte Vater stolz zu dem Gutsherrn: „Sei hät uns vertig Johr veel Not und Plag maakt, un ick heff em kein Sochtied un Kinnelbier geben künnt, dorför hät hei nu öwer dat Legt of von'n allerersten En'n fregen.“

Ein neunzigjähriger Bauer, der seinen siebenzigjährigen Sohn begraben hatte, sitzt am Ofen mit trauernden Augen und zitternden Händen und nimmt von den Freunden und Nachbarn das Beileid entgegen. Wie nun auch der Pastor kommt und ihn teilnehmend tröstet, sagt der Alte: „Jä, Herr Pastor, dat heff ick immer dacht, dat ick den nich grot kreg.“ Darauf spricht der Pastor mit ihm über seine Zukunft und sagt: „Sei möten sick nu in 'n Stift geben, damit Sei bet an ehren Dod Upwohrung hebben. Sei hebben ja dat Geld datau, bruken ja of för keinen Angehörigen mehr to sparen. Sei weiten ja,

dat gift so 'ne Stifte as Siechenhus, Invaliditäts-Stifte unsowider, wo oll Lüd dat gaut hebben." Darauf der Neunzigjährige: „Jä, Herr Pastor, för mi is woll am besten int Waisenhus, so as ick nich mihr Vadder un Mudder hew.“

Der Sohn einer armen Witwe diente bei einem großen Bauern als Sütejunge. Er war ein prächtiger kleiner Kerl, und die Bauersleute rühmten ihn sehr. Da erkrankte er an der Grippe und mußte zu seiner Mutter nach Hause gebracht werden. Bereits konnte er wieder die kleine Nichte warten, als die Grippe ihn aufs neue anfiel und ihn so packte, daß er starb. Die Mutter kommt ins Pfarrhaus, weint bitterlich und erzählt, sie hätte ihrem lieben Jungen aber einen schönen Sarg aus Parchim geholt, der zufällig genau so viel koste, wie das Kind als Sütejunge verdient hatte: 110 Mark.

„Du mößt fleuten!“

Frau Ullrich, die Schulmeistersche von Dobbin, schickt ihren Jungen „up de Böhn“. Er soll Speck herunterholen. „Gah mi awer nich bi den Plumenbüdel!“ warnt sie. „Nä,“ beteuert der Junge. „Ja, du deihs't doch,“ meint die Mutter, „du mößt fleuten, denn hör ick di.“ Nun stieg also der Junge hinauf und flötete, und die Mutter stand unten am Herde und horchte hinauf. Hörte sie ihn nicht, so rief sie:

„Sritz, du fleutest jo nich!“ Dann flötete er wieder und steckte sich dabei die Stiefelschäfte voll Plumen.

Die Gardinen

In einer Büdnerfamilie, die zu recht gutem Wohlstande gelangt ist, hat man im Verlaufe der ersten fünf und zwanzig Jahre der Ehe die ersten Gardinen gekauft, die bis zur silbernen Hochzeit durchgehalten haben. Zu dem Festtage möchte die Frau aber einmal neue Gardinen anschaffen, und Vadding soll Geld geben. Unwillig sieht er sie an, während er den Beutel zieht, und sagt: „Mudder, du mit dien ewiges Gardinengekööp!“ Die Frau, die das selber im Pfarrhaus erzählte, fügte hinzu, sie hätten alle herzlich gelacht, und als sie die Antwort ihres Mannes an der Tatsache beleuchtete, daß in fünf und zwanzig Jahren nur einmal Gardinen gekauft seien, hätte der schließlich mitgelacht.

Der Priem

Man spricht über die Hamsterei im Kriege. Eine Arbeiterfrau sagt da zu ihrem Manne: „Du häst öwer of gaud inhamstert, du heft 'n halben Saden — zwei Raummeter — Priem liegen.“

Neckers Vaters Schwiegersohn, der kein Raucher ist, schickte allen Tabak, den er im Felde erhielt, nach Hause. Neckers Vater raucht aber

auch nicht und bringt darum den Tabak ins Pfarrhaus, da er weiß, daß der „Preister“ gern raucht, ohne Rauchen eigentlich gar nicht leben kann und keinen Tabak mehr hat. Neckers Vater priemt dafür und hat keinen Priem mehr. Als der Pastor das merkte, ließ er sich von seinem Sohne, der bei der Marine stand, ein paar Rollen Kautabak schicken und tauschte den mit Neckers Vater um, so daß nun alle beide glücklich waren.

Ja, der Priem! Wer seine Kraft und seinen Zauber nicht kennt, kann wohl auch den Vorgang, von dem ich jetzt berichte, kaum begreifen. Ein sechzigjähriger Säusler sollte seiner Schwester nach Feierabend noch hundert Ruten Wiesen abmähen. Er schüttelt aber den Kopf und klagt, ihm wäre so schlecht und so elend zumute, er würde wohl nicht lange mehr leben. Da hält ihm die Schwester ein Ende Priem hin. Ob er's nun wohl noch mache? Sofort ermuntern sich seine Lebensgeister, und ein Leuchten geht über sein Gesicht, als er den Priem in seiner Backe verstaubt. Dann steht er einen Augenblick wie abwartend still, und dann sagt er ganz munter: „Nu ward mi all wedder bäter!“ Und mäht darauf die hundert Ruten ohne Pause schlank ab.

Die Wähler

Ein wohlhabendes junges Erbpächterpaar hatte nach der Revolution erst lange geschwanft,

welcher Partei es seine Stimmen geben sollte. Die Frau sollte das entscheidende Wort sprechen und äußerte sich über ihren Entschluß also: Sie hätte zu ihrem Manne gesagt, „höre man die einen, dann hätten die recht, und höre man die anderen, dann hätten die ok wedder recht —“ also wäre wohl das beste, einer von ihnen wähle deutsch-national und der andere sozialdemokratisch. „Dann warden wie's all beid gerecht.“

Ein Erbpächteraltenteiler kommt ins Wahllokal, und es wird ihm ein Briefumschlag überreicht. Die kleine Schlafkammer des Ehepaares ist als geheimes Kabinett eingerichtet, wo die Wähler ihren Stimmzettel ins Kuvert zu stecken haben. Nachdem der Altenteiler dort eine geraume Zeit verweilt hat, kehrt er um, steckt sein Kuvert in die Wahlurne und geht gehobenen Hauptes von dannen. Unterwegs begegnet ihm Nachbar Krei und fragt: „Na, Nower, heft ok wählt?“ — „Ja,“ seggt hei und macht ein ganz glückliches Gesicht, „wählt heff ick ok, öwer mien Stimmzettel bün ick lieferst nich los woren.“ Er hatte tatsächlich das leere Kuvert in die Urne geworfen, war aber voll befriedigt, daß er seine Staatsbürgerpflicht erfüllt hatte.

Im Wahllokal selbst sah man alle Parteihäupter, Sozialdemokraten, Dorfbündler und Demokraten an einem Tische Karten spielen. —

Der Abschied

Ein junger Bauer, der nie in der Stadt gewesen und nicht gedient hat, wird als Landsturmmann einberufen. Morgens in aller Frühe geht er davon. Hernach sagte die Frau: „Sei lett siß tau mi nix marken, öwer iß heff't woll seihn, woans hei dei Pierd nahkiken ded, as dei Knecht den letzten Morgen von dei Hofsted führen ded. Dunn lepen em dei Tranen dei Backen dal.“ — Im Frühsommer 1918 aus der Gefangenschaft in der Ukraine zurückgekehrt, hatte er dort, wie er mir erzählte, fünfzehnhundert Kamele hüten müssen, die aber alle krepiereten.

Diers ollen Dokters

Eine alte Tagelöhnerfrau klagt im Pfarrhause: „Ne, diers ollen Dokters! Mit dei Kierls heff iß doch gor nix in 'n Sinn. Mütt iß nu nah Swerin hen führen, um mi van Kassenwägen underseuken laten. Denken's mal an: Nu fall ik em gor 'n Buddel vull Ruin schicken. Nä, segg iß, Herr Dokter, dat dau iß nich! — — Iß gah öwerhaupt nich wedder nah'n Dokter, iß bliew of ahn Dokter dot.“

Osterbraten, Totenhemd, Sterbegebete,
Gräwnis

Ein Veteran von siebzig starb gerade am Osterfeste. Seine Frau meldet den Tod in der Pfarre an und wird von der Pfarrfrau beim

Weggehen herzlich getröstet: Vadder hätte sich doch eine schöne Zeit zum Einschlafen ausgesucht. Gerade am Auferstehungsfeste . . . das paßte nur selten so gut. Darauf die traurige Witwe: „Jä, Fru Paster, uns Vadder güng Friedag Nahmiddag int Bett sitten un sär (sagte): Mudder, Mudder, wo dit man nich 'n Osterbraden mit mi ward.“

Kählers Mudder, die auch schon an die Siebzig herangekommen ist und fränkelt, will sich ein neues Hemd, ein Totenhemd, anfertigen lassen. Aber die „Nawersch“, der sie davon sagt, erwidert: „Ach, Kählers Mudder, wat wißt du all 'n Dodenhemd hebben, du warst noch wedder gaud!“ Aber Kählers Mudder läßt sich nicht wankend machen: „Ne, ick kann männigmal in 'n Gang' (schnell) dotblieben, un wenn ick denn wedder upstah, denn flüggt ein Glicken hierhen und de anner dorhen, ne, dat Hemd möt ollig niet (neu) wesen.“

Als der Schulze von J. sterben wollte, ließ er seine Schulfreundin kommen und klagte ihr, er hätte die in der Schule gelernten Sterbegebete vergessen. Ob sie die noch könne? Ja, die hatte sie noch alle im Kopf und sagte sie ihm bei der Reihe vor. So konnte er nun mitbeten und, um vieles erleichtert, in die Ewigkeit hinübergehen.

Die Begräbnisfeier gehört im Mecklenburgischen immer noch zu den auserlesenen Festen. „Sier is ok gornix los, nich mal 'n Gräwnis,“

sagte eine Frau, die von einem ferneren Dorfe auf Besuch gekommen war.

Eine stattliche Beerdigungsfeier konnte man noch im Juli 1917 sehen. Ein Dorfschulze wurde beerdigt und ganz wie in Friedenszeiten begraben. Weiße Kuchen in großer Zahl dusteten durchs Haus, Feinbrot kam dazu, nicht weniger als dreißig Topfkuchen standen bereit und Hunderte von Eingeladenen kamen, um den Toten zu ehren und den Kuchen zu verzehren. Immer truppweise ins Haus genommen, wurde jedem Trupp neu aufgetragen. Selbst der Herr Landrat mochte sich's bei dieser Gelegenheit nicht nehmen lassen, der guten alten Sitte mit-zuhuldigen.

Die nächsten Leidtragenden lassen sich übrigens nach herkömmlichem Takt beim Essen nicht sehen.

Die Familie Schildt

Auf dem Kirchwege überholt die Gutsfrau den Großvater Schildt. Sie läßt halten und den Alten einsteigen. Es beginnt nun eine sehr einseitige Unterhaltung, — er war nämlich stocktaub. Erst als Sechzigjähriger ist er mit seinen Kindern und Kindeskindern nach B. gekommen, wo ihn jetzt schon ein halbes Duzend Ur-enkel umblüht. Tüchtig und arbeitsam, wie er immer war, machte es ihm Kummer, seine eigenen Leistungen als landwirtschaftlicher Vor-

arbeiter auf dem Gute nicht mehr so zeigen zu können, wie er sich's gewünscht hätte. Davon spricht er, und die Gutsfrau fühlt es heraus, wie sehr ihm das aus dem Innern kommt. Als man bald am Ziel der Fahrt ist, versichert er: „Sei glöben gor nich, Nedamming, wat för'n trugen Geld ick wier.“

Schildts Söhne sind größtenteils auf dem Gute geblieben und dort in verschiedenen Stellen tätig, der eine als Statthalter, der andere als Nachtwächter, einer als Obermeister für die Viehställe und einer als Kuhmeister, als welcher er, nebenbei gesagt, die letzten Jahre ein Einkommen von 5000 bis 6000 Mark jährlich bezog. Sie sind alle besonders tüchtig und zuverlässig, die Schildts, aber auch sehr aufrecht und nicht so ganz leicht zu behandeln. „Sei hebbt'n bannigen Kurakter.“ Ihrer politischen Gesinnung nach sind sie einerseits demokratisch, andererseits sehr konservativ und haben der sozialistischen Flut, die über das Land kam, durchaus widerstanden. Gerade diese Art von Menschen, richtige rot- und flachsköpfige Germanen, haben wir im Laufe des letzten Jahrhunderts in Massen an Amerika verloren!

Alle vier Brüder des Großvaters Schildt — und das ist's, was diese Familiengeschichte besonders bemerkenswert macht — gingen in den sechziger Jahren mit ihren Familien übers große Wasser und kamen drüben alle als Farmer in ähnlicher Weise empor wie Törn Jakob

Swehn, dem auch sie an Charakter und Gemüthsart sehr ähnlich gewesen sein müssen. Man wird schwerlich zu hoch greifen, nimmt man mit einem Mecklenburger Gewährsmann an, daß von den zahlreichen Nachkommen dieser Schildts, die nach dem Lauf der Dinge leider alle im Angelsachsenthum aufgingen, gut ein halbes Hundert in Frankreich gegen uns gekämpft hat. So ist es ebenfalls nicht unwahrscheinlich, läßt sich wohl auch noch einmal bestimmt nachweisen, daß dort die Nachkommen eines und desselben Geschlechts gegeneinander gekämpft haben, denn auch von der deutschen Linie stand eine ganze Anzahl im Felde, und nicht wenige sind gefallen.

Das ist nun nicht zum Lachen gewesen, es ist vielmehr die Tragik der Agrargeschichte des letzten Jahrhunderts!

Das liebe Brot

Eine mecklenburgische Prinzessin kommt zum Besuch ins Pfarrhaus. Die Dorfleute sind freudig erregt, und eine Säuslerin, in guten Verhältnissen lebend, kommt ganz aus eigenem Antrieb ins Pfarrhaus mit einem Brot unter der Schürze. Schamhaft und zaghaft geht sie erst in die Pfarrküche und fragt, ob es wohl anginge, das Brot der Großherzogin zu geben? Ja, warum denn nicht, das solle sie nur tun, ist die Antwort. Sie scheut sich dann aber doch,

es selbst hineinzubringen. Groß und hager wie sie sei, meint die Frau: Wenn die Großherzogin sie sähe, würde sie wohl denken: „Wat kümmt dor för 'n grotes Schap!“ Auf das Zureden faßt sie am Ende aber Mut, geht hinein, macht einen tiefen Knicks und bietet das Brot dar, das die hohe Frau auch annimmt, tief gerührt von der sinnigen Gabe, in der sie wohl mit Recht eine symbolische Handlung sehen konnte, mochte die Säuslerin auch nur ganz aus eigenem Antriebe gehandelt haben.

Ein andermal hatte die Großherzogin eine alte Bauersfrau besucht, die nun hinterher angelegentlich darüber nachsann, was sie der hohen Frau wohl zugute tun könne. Als sie mit ihren Gedanken fertig war, ging sie ins Pfarrhaus und fragte, ob sie wohl der Großherzogin einen selbstgewebten Unterrock schicken könne? Die jungen Mädchen sollten dann die Spitzen daran häkeln.

Die lachende Sprache der Mecklenburger

Da ist solch junger Büdner als Invalide aus dem Felde zurückgekommen. Aber er hat eine tüchtige Frau, zwei noch sehr rüstige Eltern und ist auch selbst noch ziemlich arbeitsfähig. Die benachbarte Tischlersfrau, deren beide Söhne im Felde stehen, klagt der Pfarrfrau, daß sie gar keine Hilfe habe und nicht aus noch

ein wisse, und wieviel besser es doch andere Leute, z. B. ihre Nachbarn, hätten: „Dei können sick woll grienen, dei können ehr Wirtschaft jo vierkantig maken.“

*

Die Gutsfrau befragt den Schweinemeister über das auffällige Schnarchen eines Schweines. Antwort: „Et hett Pupillen in de Näs.“ (Polypen).

*

Ein Säuslersohn hat eine feine Städterin geheiratet, die auf Besuch gekommen ist und in einer zwingenden Lage mangels entsprechender kleiner Ausbauten nicht recht wohin weiß. Da hört man die Schwester des jungen Mannes rufen: „Anna, och kumm doch nah'n Blaumengoren!“

*

Ein Großvater prahlt der Pfarrfrau gegenüber mit der großen Begabung seiner Tochter: „Mien Line is ok tau flauk, lieren kann se bannig. Einmal geht se nah 'n Parremang (Abort), un denn weit sei all ehr Sprüche ut 'n Karrekissen (Katechismus) buten Kopp“.

*

Ein zweiundsiebzigjähriger Schiffer und Säusler, der u. a. drei Jahre in Hamburg verlebte, erzählte unwichtige Dinge in sehr gewichtiger Weise und schloß immer wieder: „Ick heff allen Potentaten deint; ick weit genau, wo 't hergeiht.“

*

Eine Frau, die nicht gern früh aufsteht, wird also charakterisirt: „Se glöwt morgens einmal nich an de Auferstehung.“

*

Die vor der Ehe geborenen Kinder werden „Sieroabendskinner“ genannt. Sie seien in der Feierabendsfreude entstanden. —

*

Die Verschiedenheit des Alters wurde charakterisirt: Dat gift 'n Dröhnöller, Etöller un Slapöller. (Der eine redet, dröhnt immerzu, der andere ist nicht satt zu kriegen, der dritte schläft, dusselt die meiste Zeit.)

*

Mit dem Herrgott stehen die Mecklenburger im großen und ganzen auf so gutem Fusse, daß sie sagen können: „Vör Jehanni möt de ganze Gemein' üm Regen bidden; nah Jehanni kann 't ein oll Wiew allän.“

Die lustigen Pfälzer

Wie's Katl dem Kaschper
das lange Sizen in der „Ros“
abgewöhnte

Das war in einem lebfrischen Dorfe am Neckar, wo der ehrsame Sattlerskaschper in einem eigenen, wenn auch kleinen Gehöfte sein Handwerk betrieb. Er arbeitete fleißig und geschickt, sein Katl versah das Hauswesen mit den fünf Kindern in rastloser Sorgsamkeit, und sie hatten ihr Auskommen, nicht zu viel, und nicht zu wenig. Man konnte frohen Mutes dabei bleiben. Natürlich mußte Kaschper, der lustige Augen und einen beredsamen Mund hatte, nach alter örtlicher Gewohnheit regelmäßig um halber Zehne des Tages zum Frühschoppe in die „Ros“ hinüber. Was sich umso leichter machte, als das Schild mit der roten Rose nur drei Häuser tiefer hing; Kaschper brauchte also nicht viel Zeit für den Weg.

Aber so kurz der Weg, so lang die Bank, drinnen im Rosestüble nämlich. In den ersten Jahren ihrer Ehe ging kaum mehr als ein halbes Stündle dazu, mit der Zeit aber wurde dies halbe Stündle länger und länger, denn in der Runde der anderen Kleinmeister und kleineren

Bauern schwarzte und politisierte es sich gar zu gut. Und da man sich dabei 's Maul immer wieder trocken redete, mußte es auch fortgesetzt angefeuchtet werden. Was Wunder dann, daß aus dem einen Viertle Wein manchmal zwei, manchmal auch drei wurden, während sich das halbe Stündle zu einem ganzen, nicht selten sogar zu anderthalb und zwei Stunden auswuchs. Wobei indes zu bemerken ist, daß die Bauern nie so lange saßen wie die Kleinmeister, die jenen die Rechnung schreiben konnten. —

's Katl fing an mit sanften Mahnungen, denn ihrer Natur lag das Scharfe nicht. Sie dachte auch an den Krampekarl im Nachbardorf, der um so länger im „Goldenen Lamm“ sitzenblieb, je ärger seine Frau keifte. Einmal schickte sie ihm nacheinander alle ihre acht Kinder ins „Goldene Lämmle“, erst den ältesten Buben, dann den zweiten, darauf das Mariele, und so weiter, bis sie keins mehr zu schicken hatte. Es kam nämlich keins wieder, und wie sie auch wartete und sich giftete, die Kinder blieben mitsamt dem Vater aus. Dieser sagte nämlich zu jedem der kleinen Mahner: „Setz dich do auf die Bank, i kumm glei mit!“ So saßen sie schließlich alle acht auf der Bank, und damit es ihnen nicht zu langweilig wurde, ließ der Vater ihnen Limonade bringen, bei der sich die kleine Schar natürlich gleich was Großes dachte und dünkte und gern sitzen blieb. So wurde dann die Rechnung noch immer größer.

Katl hoffte es also mit sanftem Zureden zu schaffen, Kaschper sah seine Schwachheit erfreulicherweise auch ein und gelobte allen Ernstes, fortan wieder zu dem ursprünglichen halbe Stündle zurückzukehren. Kam denn auch richtig den andern Tag und die nächsten Tage prompt wie ehedem haam, und die Werkstatt freute sich mit dem ganzen Hause.

Dann aber nahte die Gemeindewahl, zu der die Kleinmeister sich doch rüsten und beraten mußten, was natürlich in der erforderlichen ausgiebigen Weise nur beim Frühschoppe in der „Kos“ geschehen konnte. Da war es denn bald wieder wie zuvor: Kaschper blieb eine Stunde, blieb anderthalb und zwei Stunden aus, und Katl wußte nicht, was es dazu sagen sollte. Der Schimmelbauer kam, wollte den reparierten Halfter holen, und Katl fand ihn nicht, vermochte auch nicht zu sagen, ob er überhaupt schon fertig war. In ihrem Unwillen schickte sie nun doch 's Jaköble, ihren Ältesten, aus, den Vater zu hole. „I kumm glei,“ versprach Kaschper gutwillig und schurrte mit den Füßen, blieb aber noch sitzen, da das zweite oder dritte Viertel erst halb ausgetrunken war. Somit mußte der Schimmelbauer ohne Halfter nach Hause gehen. Anderntags kommt der Sengstbauer kurz nach der normalen Frühschoppezeit aus dem „Weißen Köfle“, wo die großen Bauern ihren Stammtisch hatten, um das in Reparatur gegebene Kummel zu holen.

„Jesses, nei!“ seufzt Katl und schickt die Annegretl, ihr ältestes Töchterchen, in die „Kos“, den Vater zu rufen.

„Kumm glei!“ versichert Kaschper, hat aber den eben angefangenen Satz nur erst halb vollendet und kommt wahrhaftig wieder nicht. So muß der Hengstbauer ohne das Kummel haam, und dem armen Katl stehen die Tränen im Auge. Auch der „Frühderüben-Schorsch“ und der „Neubauer“ (der auf der landwirtschaftlichen Schule war und deshalb so hieß) kamen vergeblich nach „Rückschirr“ und Schwanzriemen. Und nicht besser ging es dem Kappebauer, der einen neuen Bauchgurt brauchte, und dem Mühlebauer, dessen Treibriemen in Unordnung gekommen war. Sie kamen und mußten wieder nach Hause, ohne etwas anderes als ihren Ärger über Kaschpers nicht gehaltenes Versprechen mitzubringen. Sie hatten doch auch ihren Frühschoppe gemacht und waren schon über eine Stunde wieder am Werke.

Nachdem das bekümmerte Katl noch ihre Jüngsten, 's Peterle und 's Schorschel, ohne Erfolg in die Kos geschickt hatte, stemmte sie die Arme in die Seiten und bohrte die Augen nach innen. Und dann ging sie selber in die Kos, mit festem Schritt, aber durchaus nicht im Zorn, wie man etwa glauben könnte.

Als sie nun in die Kos-Stub' kam, war Kaschper gerade dabei, den Frühschoppe-Brüdern, also den eben so sesshaften anderen Klein-

meistern, den Unterschied zwischen Schuster- und Sattlerhandwerk auseinanderzusetzen. Mit größtem Eifer, der ihm geradezu vom Gesicht feuerte, erklärte er: Wenn einer die Schuh nicht schmiere, schmiere er den Schuhmacher. Ja-wohl! Je öfter und ausgiebiger das Schuhwerk geschmiert würde, desto dauerhafter wäre es. Mit dem Sattlergeschirr verhielte sich's gerade umgekehrt. Wer da zu oft schmiere, schmiere den Sattler, denn das Geschirrleder verliere durch zuviel des Guten seine Widerstandsfähigkeit, würde zu weich und risse dann leichter. Worauf Küfermilchel bemerkte: Die Stiefel sollten aber manchmal auch nicht zu weich sein. Er erinnere nur an den Ziehbrunnen im Felde, wo jeder Wasser schöpfen könne. Ob man sich nicht noch erinnere? Dem Schlächterlenhard wäre da in jungen Jahren der Stein von dem durchgebrochenen Brunnenbalken auf den Fuß gefallen. Der Lenhard hätte aber Stiefel angehabt, die schon Jahr und Tag nicht mehr geschmiert worden, deshalb hart wie Holz gewesen wären. Davon wäre dann der Stein abgeprallt, sonst hätt's ihm unfehlbar den Fuß abgeschlagen.

Schreinersadam und Spenglersthomas stimmten dem durchaus zu, und so eifrig diskutierten die noch anwesenden vier Frühschoppebrüder über das Thema, daß Kaschper seine Katl erst bemerkte, als sie hart neben ihm saß.

„Den Teipel, Katl, bist du's?“ entfuhr's ihm in seinem Schrecken.

„Wie du siehst, Kaschper“, antwortete sie freundlich aber bestimmt und rief durch die Stub': „Kosewerten, bring' emol e Flasch' Wein!“

Die Kosewirtin sieht erstaunt auf, fast noch mehr, als die drei Männer am Tische.

„Und fünf Gläser!“ ergänzt die Sattlersfrau hinterdrein ihre Bestellung. Arg verwundert guckt die Kosewirtin noch und zögert unschlüssig, das Bestellte zu bringen. Weil sie doch die Katl kennt und noch nie erlebt hat, daß die eine Flasche Wein im Wirtshaus trinkt.

Jetzt aber wird Katl energisch und wiederholt ihre Bestellung mit einem Nachdruck, in dem etwas unausweichlich Herbes liegt.

Die Flasche Wein kommt also auf den Tisch, und auch die fünf Gläser kommen. Vier verteilt Katl unter die verdurzten Frühshoppebrüder, das fünfte behält sie für sich und schenkt darauf selber alle Gläser voll bis an den Rand, freundlich und fein, aber bestimmt. Dann stößt sie mit allen an, als wäre sie immer dabei gewesen und hat ihr Glas schneller leergetrunken als Kaschper und die andern. Nicht lange, da ist die ganze Flasche leer. Und wieder ruft sie so eilig, als müsse noch viel getrunken werden, durch die ganze Stub': „Kosewerten, noch e Flasch'!“

Kaschper ist schon sehr unruhig geworden, als brenne es ihm unterm Sitz. Und noch ehe die zweite Flasch' kommt, steht er mit einem hörbaren Ruck auf, zupft seine Frau am Armel und

mahnt, besorgt wie selten einmal: „Kumm, Katl, mer wolle haam, 's ist genug!“

Die zweite Flasche wurde somit nicht mehr getrunken, und es gab auch in der langen Folgezeit keine Gelegenheit mehr dazu. Katl brauchte weder 's Jakoble, noch 's Peterle oder Schorschl in die „Ros“ zu schicken, noch selber hinzugehen: Kaschper kam von jenem Tage an immer auf die Minute nach Hause.

Es war gewiß nichts Großes, was Katl tat, aber sie hatte ihren Mann an die Pforte eines zerrütteten Familienlebens geführt und damit instinktiv das Richtige getroffen.

Die „Altmännerkrankheit“

Es ist ein großes pfälzisches Dorf, in dem viel Fröhlichkeit und Lebenslust herrscht, aber auch eine unheimliche Krankheit umschleicht, wie sie kaum an einem anderen Orte in solchem Maße sich findet. Das ist die „Altmännerkrankheit“, wie man sagt und worunter man die Lebensmüdigkeit versteht und die Neigung, sich mit Hilfe eines Stranges in eine bessere Welt zu befördern. Eine entsprechende Altfrauenkrankheit dagegen, versicherte man mir in jenem Dorfe, gäbe es nicht; jedenfalls hätten sich seit Menschengedenken keine Frauen aufgehängt. Nur Witmänner wählten mit einer gewissen Vorliebe diese vielleicht bequemste Todesart.

Gewiß ein gruseliges Kapitel, das wir da anschneiden und ein arger Gegensatz zu dem sonstigen Inhalt dieses Büchleins. Um so charakteristischer für die fröhlichen Pfälzer, daß sie selbst diese sogenannte Krankheit mit Humor aufzufassen wissen. So äußerte sich ein pfälzischer Gastwirt, mit dem ich diese Vorgänge besprach: „Jetzt brauche nimma so viele im Sanf zu verstickte, jetzt könne sie's mit Gas mache.“ (Der Ort hat nämlich Gas gelegt bekommen.)

Um die „Krankheit“ etwas genauer zu charakterisieren, seien die folgenden kleinen Geschichten lebensgetreu wiedergegeben.

I.

Da ist zunächst die Geschichte vom „Schorschvetter“, so genannt, weil er mit den meisten Leuten in dem großen Dorfe verwandt war. Ein langes Leben hindurch immer ein lebenslustiger Mensch und im Gasthaus „Zum Ochsen“ stets ein weinfroher Tischgenosse, verfiel Schorschvetter der unheimlich heimischen Altmännerkrankheit, seitdem er auf das Altenteil gezogen war. Er sah seinen Willen ausgeschaltet und mußte sich vielzuviel ärgern. So wollte sein Sohn nicht, daß er noch „schaffe“, und der Alte konnte doch ohne zu schaffen nicht leben, ebensowenig wie ohne das Viertel Wein, das er sich im Laufe des Tages öfter ungehindert einverleibte. Eines Morgens war er in einen

Zwetschenbaum gestiegen, um ihn auszu-
putzen. Da lag er auch schon unten. „Den hat
der Wein 'runtergeschmissen“, sagten die Leute,
und die Familie wurde um so verdrießlicher,
als Großvater nun lange im Bett liegen mußte
und ihr viel Umstände machte. Wieder gesund
geworden, wollte er auch sogleich wieder
schaffen und ließ 's sich nicht nehmen, mit dem
Wagen nach der Mühle zu fahren. Natürlich
hatte er vorher erst eins der üblichen Viertel,
vielleicht auch zwei, getrunken und konnte
doch nicht mehr viel vertragen. Er fiel also
vom Wagen, und wieder hieß es im Dorf:
„Den hat der Wein 'runtergeschmissen.“ Ohne
Schaden davongekommen, fing der Schaffens-
eifrige trotz des Widerspruches in der Familie
gar noch das Radfahren an, und abermals
schmiss ihn der Wein auf die Erde. Infolge
des vielen Fallens hatte er es schließlich so
im Kreuz, daß er sich im Bette nur noch ver-
mitteltst eines Haltestrickes aufrichten konnte,
den man am Balken der Kammer befestigt
hatte.

Nach einem neuen Streite, den seine Hart-
näckigkeit, durchaus schaffen zu wollen, ver-
ursacht hatte, geht er seiner Gewohnheit ge-
mäß steif und krumm zum „Ochsen“, wo man
ihm seine Verdrossenheit ansieht und mit
ihm „dischpetiert“: „Na, Schorschvetter, was
mächt's Kreuz?“

Da legt der Alte los und macht seinem Her-

zen ordentlich Luft. „Wo er ginge und stände, wäre er seinen Leuten im Wege; nichts solle er mehr schaffen, und schaffen müsse mer doch... Am beschte is, ich häng mich uff.“

Sagt's und geht unter dem nachhallenden Lachen der Tischgenossen davon.

Vetter Schorsch und sich aufhängen! Wenn einer keine größere Not hätte!

Schorschvetter hatte es aber sehr ernst gemeint, denn er geht heim auf seine Kammer, wo über seinem Bette noch der Saltestrick hängt und knüpft sich in der Nacht so daran, daß er wie im Bette zu sitzen scheint.

Die Schwiegertochter kommt im Zwiellicht des nächsten Morgens durch die Kammer, meint, der Alte säße wie in seiner Krankheit auf dem „Säfele“ und sagt zur Familie am Kaffeetisch: „Großvater sitzt im Bett wieder uff'm Säfele!“ Nach ein paar Stunden kommt sie abermals durch die Kammer und sieht zu ihrer Verwunderung den alten Mann immer noch so dasitzen.

Mit einem Schrei dann weckt sie das ganze Haus.

2.

Der Tabaksbauer Nikolaus, wegen seines aufgeregten und jähzornigen Wesens Fornickel genannt, hatte vom Nachbar die Scheune gepachtet, da die eigene zum Aufhängen des Tabaks nicht ausreichte. Nach Jahr und Tag

brauchte aber der Nachbar die Scheune selber und wollte sie nicht wieder verpachten. Worüber der Jorndickel so in Wut geriet, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte, auf Vergeltung sann und in aller Morgenfrühe die Scheune in Brand steckte. Ein Frühaufsteher wird auf den Rauch aufmerksam, der Eigentümer der Scheune bemerkt ihn ebenfalls und stürzt hinaus, ein Bein erst in der Hose. Er sieht den Brandstifter noch eben aus einer Scheunenklappe entweichen, kann ihm aber nicht nachhelfen, da er in seiner Aufregung das andere Bein noch nicht in die Hose gekriegt hat und doch auch erst das Feuer löschen will. Es gelingt noch gerade, das schwelende Feuer totzutreten, und nun macht er sich mit dem Boffehannes und anderen Leuten aus dem Dorfe, die herzugelaufen sind, auf die Suche nach dem Brandstifter. In seiner Wohnung finden sie ihn nicht, auch sonst nirgends. Als man in die angefengte Scheune zurückkehrt, hängt Jorndickel oben an einem Balken und scheint noch ein wenig zu zappeln.

Der Boffehannes nun schnell die Leiter hinauf, zieht das Taschenmesser und ruft hitzig: „Paßt uff, er kimmt!“ Und schon plumpst Jorndickel auf die Scheumendiele hinunter.

„Dunnerwetter, drumme liegt er!“

Die Angehörigen bemühen sich um ihn, können aber nicht mehr helfen. Der später hinzukommende alte Sanitätsrat fragt, ob man

denn nicht gleich Wiederbelebungsversuche gemacht hätte? Darauf Bosschannes, stutzig: „Na noch?! Wann aaner fortwill . . .?!“

3.

Ein Rebbäuerlein, das immer lustig vor sich hinpfiff und deshalb allgemein das „Pffiferle“ genannt wurde, verfiel schließlich der Altmännerkrankheit ebenfalls. Da erkundigte sich's gelegentlich, ob immer die Jung' herausschinge beim Aufhänge? Kam auch zum „Profitkatl“, deren Lebensgrundsatz war: „Wo ich nix profitiere kann, do geh ich net hie.“ Und Profitkatl, die alles weiß und alles erkundet, erklärt dem Lebensmüden, es wäre net immer der Fall, daß die Jung' herausschinge. „Wamma den Strick über den Gorgelknopf macht, werd die Jung' nunner gedrickt.“

So beruhigt und ermuntert, ging das Pffiferle hin und legte sich den Strick über den Gorgelknopf.

4.

In jenem Orte, wo das Erhängen eine beliebte Todesart ist, kommt der siebenjährige Bub des Maurersmichel morgens mit der lebhaften Nachricht in die Schule: „Herr Lehrer, Herr Lehrer, heit nacht hot sich mei Vatter uffgehängt . . . in der Deerschlink (Türklinke).“ Darauf der Lehrer mit lebhaftem Bedauern:

„Ach, dann hast du ja keinen Vater mehr!“ —
„Na, des möcht nix!“ so darauf der Bub mit
frischfrohem Gesicht.

Der Vater war ein Trinker gewesen und
hatte in seiner Familie viel geprügelt, so läßt
sich die fröhliche Antwort des Buben wohl
verstehen. Nach dem Tode ist es der Familie
auch sehr viel besser gegangen.

Guckselber

Viel Kurioses wird von einem Bauern er-
zählt, den sie „Guckselber“ nennen. Er war
nämlich ein großer Vorsichtskrämmer und wollte
nie eine Verantwortung auf sich nehmen. So
schickte ihn seine Frau eines Tages ins Feld,
er solle sehen, ob die Gerste reif sei. Er geht
auch hin und kommt zurück, zuckt beide Schul-
tern und sagt: „Ich glaub', du gehst 'naus und
guckst selber.“ Von da hieß er „Guckselber“.

Einst wollte er seinen Brunnen reinigen
und hatte zu diesem Zwecke den Knecht an ein
langes Seil gebunden. Als es ihm schließlich
in der Sand zu heiß wurde, ging ihm vielleicht
eine alte Erinnerung durch den Kopf, denn er
rief hinunter: „Wart' emol 'n bissl, ich will
grad in die Sänd' spucke!“

Natürlich plumpste der Knecht hinunter
und brach sich's Bein. Er wurde nach Seidel-
berg in die Klinik gebracht, und Guckselber
mußte die Kosten bezahlen.

So könnte noch manches dumme Zeug von ihm erzählt werden, es läßt sich aber auch ein Tropfen Weisheit aus seinem Brunnen schöpfen. Auf Guckselber wird nämlich das Sprichwort zurückgeführt, das man gelegentlich in der Pfalz hören kann: „Man muß die Pferde mit der Zeugabel striegeln.“ (Man müsse also den Pferden viel Heu zu fressen geben, denn danach würden sie schön blank.)

Der heilige Windmacher

Der dürre Anton war ein armseliger Mensch, der nichts im Kopfe, aber doch etwas in den Süßen hatte. Er lebte größtenteils von Almosen. Der Kirchenvorstand übertrug ihm deshalb das Bälgetreten, und diesen Dienst versah er im allgemeinen auch ganz leidlich. Einmal aber geriet er mit dem Organisten in eine lebhafteste Auseinandersetzung, weil der gesagt hatte, er wäre nichts wert und ohne ihn ging's auch. Als nun beim nächsten Gottesdienste der Organist zu spielen anfangen will, bringt er keinen Ton heraus. Da schickt er den Jungen herum, Anton solle Wind machen. Anton rührt keinen Fuß, sondern antwortet: „So, erst geh mal vor und frog, ob ich nix wert bin und ob's ohne mich geht?“ Was will der Organist machen, die ganze Kirche ist schon in Spannung, und da muß er dem dürren Anton schon gute Worte geben. Es wäre in der Tat ohne ihn nicht ge-

gangen. Antons Selbstbewußtsein war dadurch mächtig gestiegen, und als ihn Mutter Bieler gelegentlich eines Besuches ihres Heimathortes traf und ihn fragte: „Anton, wie geht dir's, was machst du denn noch?“, da antwortet er sehr geschwollen: „Ich mach' heiligen Wind.“

Trotz dieser frommen Thätigkeit hatte er große Angst vor dem Sterben. Und da er eines Tages wimmernd im Bette liegt, fragt ihn sein Neffe, ob er große Schmerzen hätte? Nein, Schmerzen hätte er keine, aber — „ich heb so Ängscht vor'm Sterbe.“

Da redet ihm der Neffe gut zu und sagt: „Davor brauchst kein Angst zu hawe, des halte ja die kleenste Kinner aus!“

Da verklärte sich sein Gesicht, er lächelte, drehte sich um und starb in guter Zuversicht.

„Habgierig wie Dahl“

„Du bist so habgierig wie Dahl, du willst wohl zwei Teile haben!“ lautet eine sprichwörtlich gewordene Redensart, die ich in den kaschubischen Dörfern der Ostseehalbinsel Sela hin und wieder hörte. Ich suchte der Redensart, die manchmal eine große Heiterkeit, manchmal auch einen zornigen Unwillen auslöste, auf den Grund zu kommen und kam so zu dieser kleinen Geschichte.

Es mögen ungefähr siebenzig oder achtzig Jahre sein, ich möchte aber glauben, es wäre schon erheblich länger her, wenn man mir nicht versicherte, daß die ältesten Leute der Dörfer Zeisternest und Kufffeld sich jener Begebenheit noch ganz gut erinnern. Trotz inniger Gebete und Bitten um einen „gesegneten Strand“ hatten die Fischersleute schon lange kein Strandgut mehr gehabt, und das empfand man doch sehr. Der neue Leuchtturm in Sela zeigte nämlich den bei Nacht und Wetter über die hohe See herkommenden Schiffen den Weg nach Danzig so deutlich und sicher, daß die große Gefahr, auf die der Halbinsel vorgelagerten Riffe zu stoßen, sehr gering geworden war.

Selten strandete seither noch ein Schiff, und so gab es auch keine rechten Festtage mehr. Ja, was war doch das früher für ein Leben gewesen, wenn wieder mal ein Schiff gestrandet war! Nun saß man da, und die Lachse wurden auch immer weniger.

Da kamen die Kuffelder auf die ungeheuerliche Idee, auf dem Lübecksberg, der höchsten Erhebung der Halbinsel (16 Meter), während einer stürmischen Nacht ein großes Feuer anzuzünden, um so die Schiffsführer zu verwirren. Sie würden nämlich meinen, das Leuchtfeuer von Sela vor sich zu haben und dann todsicher auflaufen.

Richtig steuerte ein englisches Segelschiff, durch das Feuer verleitet, so völlig falsch, daß es ungefähr in der Mitte der Halbinsel, etwa zwischen den beiden Dörfern Puziger-Heisterneß und Kuffeld, auf den Strand lief.

Da waren denn die Kuffelder, die sich natürlich auf die Lauer gelegt hatten, sehr bald bei der Hand; und auch die Heisterneßer stellten sich gar geschwinde ein, um vereint mit den Nachbarn das gestrandete Schiff auszuplündern. Sei, da sollte es einmal wieder ein Leben werden! Sei! Sei!

Nun erst bemerkte der Kapitän, daß er absichtlich irreführt war, ließ sich's indes nicht merken, sondern fing an und redete den Leuten gut zu. Sie möchten ihm doch die Ladung lassen und ihm lieber mit dem Schiffe aus der

Patsche heraushelfen; sie würden für diese Hilfeleistung viel mehr Geld bekommen, als die Ladung überhaupt wert wäre. Er wolle sich alle ihre Namen notieren, sein Konsul in Danzig würde dann schon alles richtig machen und ihnen einen Preis auszahlen, an dem sie ihre helle Freude haben sollten. Und so glaubhaft wußte der Kapitän den Leuten das zu machen, daß sie wahrhaftig auf den Vorschlag eingingen.

Ja, ein ganz fluger Kuffelder, namens Dahl, ließ sich sogar zweimal notieren, nämlich als Seisternerster und als Kuffelder Dahl. Er wollte also bei der Auszahlung doppelt profitieren. Und so wurde mit den vereinten Kräften der Kuffelder und Seisternerster das Schiff wieder flott gemacht.

Kurze Zeit darauf erhielten alle Beteiligten aus Danzig eine Vorladung, nach der sie sich an einem bestimmten Tage in einem bestimmten Gebäude einfinden sollten, um den Lohn für das Abbringen des Schiffes in Empfang zu nehmen.

Da war die Freude groß. Alle fuhren hin, und Dahl freute sich heimlich auf seinen doppelten Lohn.

In dem betreffenden Danziger Hause nun wurde jeder einzeln in den Auszahlungsraum hineingelassen, kurz verhört und — kurzerhand über eine Bank gelegt, gewaltig durchgeprügelt und dann aus einer andern Thür, damit die

draußen Wartenden nichts merkten, aufs freundlichste hinauskomplimentiert. So hatte auch der Kuffelder Dahl eine gehörige Zahlung bekommen, und nun wurde der Heisternecker Dahl aufgerufen; aber er kam nicht, denn sein Doppelgänger hatte sich schleunigst aus dem Staube gemacht und auf den zweiten Teil gern verzichtet. Darum also sagt man heute noch, wenn jemand nicht genug kriegen kann: „Sabgierig wie Dahl.“

Was nicht verboten ist,
das ist erlaubt.

Ein Ansiedler im Posenschen ertappte in der wilden Zeit nach dem Kriege einen fremden, strolchhaften Mann auf seinem Pflaumenbaum und schalt kräftig auf ihn ein. Der Kerl blieb indes ruhig im Baume sitzen, pflückte und schmauste schmarzend weiter. J, da sollte denn doch gleich ein . . . ! Kam nun die Antwort von oben: er hätte an dem Baume nicht gelesen, daß das Pflaumenpflücken verboten sei. „Und was nicht verboten ist, das ist erlaubt.“

„So, so“, darauf der Ansiedler, das wäre ja eine seltsame Moral, die sich da kund täte. Er könne diese Ansicht aber nicht teilen und müsse ihn noch einmal und zum letzten Male dringend ersuchen, das Pflaumenpflücken zu beenden. Als der Unverschämte trotzdem weiter

pflückte, rief der Ansiedler drohend hinauf: „Ich verbiete Ihnen, meine Pflaumen zu pflücken!“

„Ach so“, erwiderte der Spitzbube jetzt, den Mund voller Pflaumen, das wäre ja etwas anderes. Wenn er ihm das Pflaumenpflücken verböte, dann müsse allerdings aufgehört werden. Was ihm auch gar nicht mehr schwer zu fallen schien, denn er hatte Bauch und beide Taschen voll. Unten angekommen, machte der Kerl dem Pflaumenbaumbesitzer noch eine so schadenfrohe Miene, daß dieser ihm mit seiner schwieligen Faust, die von keiner geringen Nummer war, zwei Ordentliche langte, eine links, eine rechts. Der Strolch stürzte kopfüber in den Straßengraben, schimpfte mordsmäßig und drohte, den Züchtiger bei der Polizei wegen Körperverletzung anzuzeigen. „Das wird dir nichts helfen,“ so darauf der Ansiedler, mit der Faust nochmals ausholend, „denn du hast ja selbst gesagt: ‚Was nicht verboten ist, das ist erlaubt.‘“

Herr, Knecht und Ochse

Das zwischen Herrschaften und Dienstboten herrschende Verhältnis, wie es hie und da wohl bestehen mag, wird durch folgende Erzählung gegeißelt: Man meldet dem Gutsherrn, der Knecht sei schwer krank geworden. Darauf der Herr: „Oh, hei werd woll weer better wärn!“ Die Krankheit verschlimmert sich aber immer

mehr. Da wird dem Herrn gemeldet, der große Ochse wäre krank geworden. „Denn mannt geschwind nah'n Tierarzte!“ fährt der Besitzer erschrocken auf und eilt in größter Angst nach dem Stalle.

Sin角度gefügt wird der Geschichte noch: Der Tierarzt kommt, verordnet dem Ochsen etwas und wird von dem in der Stallburze liegenden Knechte gebeten, ihm auch etwas zu verschreiben. Er hat Erbarmen und verschreibt dem Kranken eine kleine Mixture. Hernach werden natürlich die Mixturen verwechselt, der Knecht bekommt die des Ochsen, der Ochse die des Knechtes, und — beide werden wieder gesund.

Der Spucknapf

Der Hannjörg aus Stukendorf, Besitzer von 20 Morgen Ackerland und zwei Kühen, kommt zum ersten Male nach der Provinzhauptstadt und geht in ein Restaurant. Er priemt und ist ein fleißiger Spucker, spuckt aber nicht in den Spucknapf, der in der Nähe des Tisches steht, sondern bald rechts, bald links von ihm. Als der Kellner das sieht, rückt er den Spucknapf näher an den Tisch. Da sagt Hannjörg: „Wenn Sie das Ding da nicht wegsetzen, spucke ich wahrhaftig hinein.“

Nach der zwanzigsten Tasse Kaffee

Auf einer Kindtaufe bei Brandenburg im Westhavelland trank ein Bauer, der zugleich Schulze war, nicht weniger als zwanzig Tassen Kaffee und aß auch ebensoviel Streifen Kuchen dazu. Nach der zwanzigsten Tasse seufzte er auf: „Ich wull, dat mien Buß een Schün (Scheune) wer un noch een Absiet (Sach) dabi.“

Ein Wort, das man in jener Gegend bei ausgiebiger Arbeit am festlichen Tische oft hören kann.

Die Veteranen

Ein Amtmann verlangte von dem Ortsvorsteher in Kleinpetershausen den Nachweis über die dort vorhandenen Veteranen. Der Vorsteher liest — „fette Sahnen“. Ganz natürlich, was hätte er sich auch anderes denken können. Also tunkt er die Feder ein und antwortet: „Es gibt jetzt (im Mai) noch keine fette Sahnen; erst muß der Erntewagen im Gange sein.“

Der Großvater vom Lande und die Eisenbahn

In der Gegend von Meissen machte sich ein alter, in den sechziger Jahren stehender Mann auf den Weg, um seinem in Dresden in Garnison stehenden Enkel eine Kiste mit Obst,

Kuchen, Wurst usw. auf einer Schiebkarre zuzuführen. Von seinem Heimatsdorfe aus hatte der gute Großpapa bis Meissen sieben Stunden und von Meissen bis Dresden noch fünf Stunden zu fahren. Früh um sechs Uhr war er aufgebrochen und nachmittags in Meissen eingetroffen, von wo er, trotz seines Alters, noch am selben Tage bis Dresden fahren wollte, da er nicht die geringste Müdigkeit verspürte. Auf den Einwand, daß er seine Kiste doch viel bequemer und für weniger Kosten mit der Bahn an seinen Enkel hätte schicken können, meinte der Alte: „Nee, nee, vun der Eisenbahn mag ich nischt wissen, mir ham früher ooch keene gehatt und 's ging ooch. Ich will die Kiste meinem Otto selber gäb'n, da weess ich wenigstens, daß er'sche kriegt.“

Die Bitte um Regen

In einem kleinen Marktflecken sind zwei Pastoren, ein dicker und ein dünner, die nicht gut miteinander stehen. Es ist sehr dürre Zeit gewesen, so daß die Saat auf den Feldern wie verbrannt aussieht und nicht wachsen kann. Als nun der dünne Pastor an der Reihe ist, hält er einen Bittgottesdienst für Regen ab. Und siehe da, der Himmel bewölkt sich, es fängt an zu regnen und regnet Tag um Tag, Woche um Woche. Da kommt ein Bauer, der Kirchenvorsteher ist, zu dem Pastor und fleht ihn an.

wieder um trockenes Wetter zu bitten, da sonst die ganzen Felder wegschwämmen. Der dünne Pastor kraut sich hinter dem Ohr und sagt: „Losgebetet habe ich ihn; nun geh zu dem Dicken, daß er ihn wieder festbetet.“

Ihr habt es hier!

Ein Bauer fährt mit einigen Studenten im D-Zuge. Die Studenten plagt der Schalk, und sie tun, als ob sie die Notbremse ziehen wollten, aber nicht könnten. Der Bauer sieht eine Weile zu, schüttelt den Kopf und sagt, indem er auf seinen Kopf deutet: „Ihr habt es hier, aber (indem er auf seinen Arm zeigt) nicht hier.“ Damit zieht er die Notbremse, der Zug hält, und der Arglose muß 30 Mark Strafe zahlen. Da sagen die lachenden Studenten, indem sie auf den Arm zeigen: „Ja, ja, Ihr habt es hier, aber (nach ihren Köpfen deutend) nicht hier.“

Der fromme Schäfer

Von dem Dienstmann Zissener in Stolpmünde, der früher herrschaftlicher Schäfer war, hörte ich in Hinterpommern folgende Geschichte erzählen: Es war ein großes Schafsterben eingetreten und Zisseners einstige stattliche Herde recht zusammengeschrumpft. Da kommt der

Superintendent vorbei und sucht ihn zu trösten. Zissener antwortet: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn“ . . .

Der Herr Superintendent freute sich sehr, daß der Schäfer so bibelfest war; nachher meinten aber die Leute, es wäre recht zweifelhaft, welchen Herrn der Schäfer gemeint hätte, ob den gnädigen Herrn im Himmel oder den gnädigen Herrn auf der Erde.

Der Anteil

Ein sozialdemokratischer Bauer hatte seinen Wiesenertrag — neun Hausen Heu — zur Abfuhr auf dem Felde bereit liegen. Als er sie morgens aufladen will, liegen nur noch drei Hausen da. „Das Dunnerwetter!“ Da sieht er an einer Stange einen Zettel angeheftet, auf dem steht eine Erklärung des Inhalts: Als Sozialdemokraten hätten die Genossen nach dem Grundsatz der Teilung nur ihren Anteil geholt und den seinigen ihm übrig gelassen.

Der Katalog

Kommt der Plattdeutsche mit dem Hochdeutschen zusammen, blüht so recht das Feld des unfreiwilligen Humors.

Ein altes Bauernpaar will gelegentlich eines Aufenthaltes in der Stadt einmal einen Zirkus

besuchen; es fragt natürlich sehr umständlich nach sämtlichen Preisen. Der Kartenverkäufer antwortet: „Erster Platz 1 Mark, Zweiter Platz 50 Pfennige, Dritter Platz 30 Pfennige“, und setzt hinzu: „Wollen Sie einen Katalog? Der kostet 10 Pfennige.“ — „Kumm, Mutter,“ sagt darauf der Bauer, „denn gah we up'n Katalog.“

Die gestorbene „Großmutter“

Vor dem Kriege hielt ich mich öfter am Weisse in der Kaschubei auf. Da wurde eines Tages rüchbar, daß in Nischischewitz, Kreis Karthaus, ein Schwein gestohlen war.

Die Untersuchungskommission ging, um gründlich zu verfahren, von Haus zu Haus und kam so auch an die Stätte, wo das gestohlene Schwein sich befand. Da wurde es von den Dieben schnell ins Bett gepackt. Man setzte ihm die Haube der Großmutter auf und zündete zugleich die Sterbekerzen an. Die ganze Familie stand um das Bett herum und murmelte Sterbegebete. Als nun die Kommission auf die Schwelle der Stube trat und sah und hörte, was da war, glaubte sie wirklich, die alte Großmutter läge im Sterben. Natürlich konnte nach ihrer Ansicht eine Familie, die sich so fromm und pietätvoll zeigte, nicht den Diebstahl begangen haben. Die Kommission zog sich still zurück, und als sie außer Hörweite war, warf

der gerissene Schweinedieb die Mütze hoch und schrie: Hurra!

Das Winterfutter

Ein hessischer Superintendent in der Nähe von Kassel unterhielt sich mit einem Kirchenältesten seiner Ephorie und fragte ihn, wie es in seiner Familie ginge. Da antwortete der Bauer: „Ich bin nun wieder allein, meine Frau ist tot, ist im Frühjahr gestorben.“ — „Ach, das tut mir aber sehr leid,“ drückt der Superintendent ihm sein Beileid aus. „Ja,“ sagt der Hesse nun, „wie sie's Winterfutter in Liewe hatte, da fragte sie ab.“

Als die Großbauersleute mit
ihrem Gesinde noch an einem
Tische aßen

Das war eine gemütliche Zeit, als die Bauersleute mit ihrem Gesinde noch aus einem Napfe aßen. Was freilich nicht besagen will, daß nicht auch mal eine Fliege in den Napf der Gemütlichkeit gefallen wäre. So will eine Bäuerin im Kreise Helmstedt einmal ihrem Alten etwas Apartes zugute tun und hat darum eine Stelle des Erbsenbreies besonders gut mit Fett bedacht. Und um ihm diese fette Stelle zu sichern, hat sie ihre Großmagd angewiesen, die „Schöt-
tel“ so zu stellen, daß der auserlesene Abschnitt

gerade vor den „Särn“ zu stehen komme. Die Magd mag aber etwas schwerhörig gewesen sein, denn sie stellte die Schöttel so, daß die Fettseite gerade vor den „Großspänner“ (ersten Knecht) kam. Der Bauer sieht's und mag nichts sagen oder tun, kann aber, als der Großspänner den fetten Bissen aufs Korn nimmt, doch nicht ruhig bleiben, sagt darum zu seiner Frau, indem er an die Schüssel faßt und sie besieht: „Le-ine, düsse Schöttle hät ja woll mal seß Gudegroschen ekostet?“ Dabei schiebt er unauffällig die Schöttel so herum, daß die fette Stelle vor ihn kommt. Natürlich ist das dem Großspänner dann doch nicht einerlei. „Dat is se hüte ok noch wärt!“ knurrt er sehr vernehmbar und zieht die Schöttel so, daß die Fettstelle wieder an seinen Platz kommt.

Die Reise nach Geestenseth

Laut Zeitungsberichten machte neulich ein Bäuerlein aus der Gegend von Bremervörde eine Fahrt nach den Unterweserstädten. Natürlich hatte ihm die sorgsame Hausfrau soviel Butterbrote eingepackt und soviel Schinken und Wurst mitgegeben, daß er unterwegs keinen Hunger zu leiden und in keiner Wirtschaft einzukehren brauchte. In ihrer fürsorglichen und klugen Weise und weil sie ihren Alten kannte, hatte sie dem Esvorrat aber auch einen flachen Buddel mit Kognak beige-

fügt und säuberlich in ein buntes Tuch gewickelt.
„So, Sinnerk,“ sagte sie mit einem verstohlenen
Augenzwinkern, „dat is för den Döß, — aber
dat du mi nich för Geestenseth dorbi geihst,
süß heß du in Geestemün nix mehr.“ Treu-
herzig wie Sinnerk ist, gelobt er seiner Alten,
ihren Rat gewissenhaft zu befolgen und stapft
darauf los. Die Sonne brennt, Sinnerk schwitzt,
und zwischen den Orten Glinde und Örel stellt
sich auf einmal ein heftiger Appetit auf den
Kognak ein. Wohl dachte Sinnerk erst an die
Mahnung seiner Frau, aber da sie weit vom
Schuß war, wickelte er den Buddel los und
lachte ihn mit seinem ganzen Gesichte an. He,
was war das? Seine Augen weiteten sich,
und er stierte förmlich auf den Buddel. Ein
Blatt war darauf geklebt, auf dem in der
kräftigen Handschrift seiner Frau geschrieben
stand: „Du Lump, is hier all Geestenseth?“

Im gleichen Verlage erschienen von

Heinrich Schnrey:

Friedensinzens Lebenslauf. 89. Tausend

Hütte und Schloß. 66. Tausend

Jeder Band in Ganzleinen M. 5.—

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins: Schnreys Friedensinzensbücher haben ihren festen guten Ruf, es sind Volksbücher trefflichster Art, erfüllt von einer Liebe zum Volke, die Ernst und Laune gleichermaßen verklärt. Es muß jedem Deutschen das Herz erfreuen.

Der Bruderhof. Roman. 40. Tausend. Ganzleinenband M. 5.—

Hermann Stehr: Das ist ein wirklich herrliches Heimatbuch, das nicht in der Kitschsaure der Volksstimmele plätschert, sondern echt, klar und tief ein Stück wahrer deutscher Menschlichkeit in Beherrschung aller Mittel formt.

Philipp Dubentropps Heimkehr. 30. Tausend. Ganzleinenband M. 5.—

„Leipziger Neueste Nachrichten“: Herzerquickende und anschaulichste Natürlichkeit voll ländlicher Frische und Sinn für das Menschliche, wer so etwas sucht, der greife getrost zu dieser gediegenen Erzählung.

Im grünen Klee — im weißen Schnee. 41. Tausend. Ganzleinenband M. 5.—

„Vossische Zeitung“: Schnrey ist wie sein Lorenheintich eine Frühlingserscheinung in der Literatur.

Die hinter den Bergen. Gestalten und Geschichten aus dem hannoverschen Berglande. 39. Tausend. Ganzleinenband M. 5.—

„Leipziger Neueste Nachrichten“: Keine Volksbücherei darf dieses Werk unbeachtet lassen.

Grete Lenz, ein Berliner Mädchen. Erlebnisse, von ihr selbst erzählt. 13. Auflage. Halbleinen M. 4.—

„Hamburger Nachrichten“: Schnrey gibt geradezu ein Beispiel, wie das Milieu des Berliner Scheunenviertels, das schon so manchen schwächer begabten Schriftsteller glatt auf die Hintertreppe verbannt hat, literarisch zu bearbeiten ist. Bei aller Naturtreue der Schilderung, die dem Leser nichts schenkt, steigt er nie in den Schmutz hinunter, sondern hebt seine Heldin in jedem Kapitel aufs neue heraus.

Die Lebendigen und die Toten. Erlebnisse eines Einsamen. 8. Tausend. Broschürt M. 2.—

W. Nithack-Stahn in „Christliche Welt“: Alles ist mit hoher Kunst in geheimnisvolle Farben getaucht: Die völkische Tragik zweistämmiger und konfessioneller Zerrissenheit, die leuschzarte Liebestragik derer, die „nicht zueinander kommen konnten“, und all das unlösbare Zusammenweben von Natur und Schicksal, an dessen tiefem Sinn man glauben muß. Eine deutsche Gräberdichtung von nordischer Tiefe und Frömmheit.

Die Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein. 1. bis 5. Tausend. Ganzleinenband M. 3.—. Eine sehr eigenartige, waldduftige Novelle. Das seltsame Schicksal des „schwarzbraunen“ Mädchens greift uns ans Herz und wird nicht sobald vergessen.

Die Sollinger. Volksbilder aus dem Sollinger Walde. Ganzleinenband M. 6. —

„Die Bühne“, Braunschweig: Deutsches Land und Volk bergen noch viele Wunder und herrliche Schätze an altem, ursprünglichem Volksgut. Sohnrey ist in seinem neuesten Buche „Die Sollinger“ ein berufener Schatzgräber. Sohnrey hat mit Fleiß und Liebe gesammelt und in künstlerischer Gestaltung und volkstümlicher Form das Gewonnene vor den Leser hingebreitet. — Wenn solche Bücher noch geschrieben werden und den Weg zum Leser finden, dann steht es noch nicht schlecht mit uns, dann ist es ein Hochgefühl, Deutscher zu sein!

Thiff thaff, toho! Gestalten und Geschichten, Sagen, Sitten und Bräuche im Sollinger Walde. Ganzleinenband M. 6. —

Das lachende Dorf. Geschichten, Schnurren und Schnaken. 1.-5. Tausend. Karton. M. 3. —, Ganzleinenband M. 4. —

Der Hirschreiter. Ein deutsches Jugendbuch. 14. Tausend. Halbleinenband M. 4. —

„Hannoverscher Kurier“: ... Sohnreys kernige Deutlichkeit hat hier ein Buch für die Jugend geschaffen, dem man rasch gut wird.

Wenn die Sonne aufgeht. Jugendgeschichten. 35. Tsd.

Draußen im Grünen. Jugendgeschichten. 35. Tausend. Jeder Band in Ganzleinen M. 2.50

„Tägliche Rundschau“: Das ländliche Jugendparadies ist hier aufgetan, so daß man sich für die Jugend in Dorf und Stadt, ja wahrhaftig auch für die Großstadjugend, kaum eine erfrischendere Lektüre denken kann.

Düwels. Bauerndrama in vier Aufzügen. 5. Auflage. Geheftet M. 1.50

„Berliner Tageblatt“: ... Das Stück ist außerordentlich reich an packenden Szenen und dürfte bald auf einer Reihe anderer Bühnen erscheinen.

Die Dorfmusikanten. Volksstück in drei Aufzügen. 7. Auflage. Geheftet M. 1.50, Ganzleinenband M. 2.50

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Das ist wirklich mal ein Volksstück. Durch das Ganze geht eine herzerquickende Fröhlichkeit, echter Volkshumor voll Kraft und Verbheit. Alles ist anschaulich und lebendvoll gestaltet.

Osterfeuer. Kartonsert M. —.50

„Hannoverscher Kurier“: Heinrich Sohnrey hat sein Osterfeuer angezündet, daß es weit ins Land hineinleuchte und erkennen lasse, welche Werte wir in unseren Volkssitten zu schirmen gerade für unsere Zeit nötig haben.

Rück = Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks. 3. Auflage. Halbleinenband M. 5. —

„Turnblatt der Niedersachsen und Friesen“: Das Buch sollte in keiner Bibliothek fehlen, weht doch zugleich ein echt vaterländischer, man möchte sagen Jahnscher Geist durch das prächtige Werk.

Die Sollinger. Volksbilder aus dem Sollinger Walde. Ganzleinenband M. 6. -

„Die Bühne“, Braunschweig: Deutsches Land und Volk bergen noch viele Wunder und herrliche Schätze an altem, ursprünglichem Volksgut. Sohney ist in seinem neuesten Buche „Die Sollinger“ ein berufener Schatzgräber. Sohney hat mit Fleiß und Liebe gesammelt und in künstlerischer Gestaltung und volkstümlicher Form das Gewonnene vor den Leser hingebrettet. - Wenn solche Bücher noch geschrieben werden und den Weg zum Leser finden, dann steht es noch nicht schlecht mit uns, dann ist es ein Hochgefühl, Deutscher zu sein!

Thaff thaff, toh! Gestalten und Geschichten, Sagen, Sitten und Bräuche im Sollinger Walde. Ganzleinenband M. 6. -

Das lachende Dorf. Geschichten, Schnurren und Schnaken. 1.-5. Tausend. Karton. M. 3. - Ganzleinenband M. 4. -

Der Birschreiter. Ein deutsches Jugendbuch. 14. Tausend. Halbleinenband M. 4. -

„Dannoverischer Kurier“: ... Sohneys kernige Deutschtöne hier ein Buch für die Jugend geschaffen, dem man rasch gut tun kann.

Wenn die Sonne aufgeht. Jugendgeschichten. 35

Draußen im Grünen. Jugendgeschichten. 35
Jeder Band in Ganzleinen M. 2.50

„Tägliche Rundschau“: Das ländliche Jugendaufgebot, so daß man sich für die Jugend begeistern kann, wahrhaftig auch für die Großstadtyugend, Lektüre denken kann.

Düwels. Bauerdrama in vier Akten. Geheftet M. 1.50

„Berliner Tageblatt“: ... an packenden Szenen und ... Bühnen erscheinen.

Die Dorfmusikanten. Sagen. 7. Auflage. Geheftet M. 2.50

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Das ist wirklich mal ein Volksstück. ... herzerquickende Fröhlichkeit, echter Volkssinn und lebendige ... heit. Alles ist anschaulich

Osterfeuer

... Sohney hat sein Osterfeuer ... und hineinleuchte und erkennen lasse, ... in Volkstümen zu schirmen gerade für

Feste und Spiele des deutschen Volkes. 1. Auflage. Halbleinenband M. 5. -

„Niedersachsen und Friesen“: Das Buch ... Bächerlei fehlen, wohl doch zugleich ein echt vaterländisches ... möchte sagen Jahrbücher Geist durch das prächtige Werk.

Verlagsverzeichnis kostenlos

